Adalbert Stifter

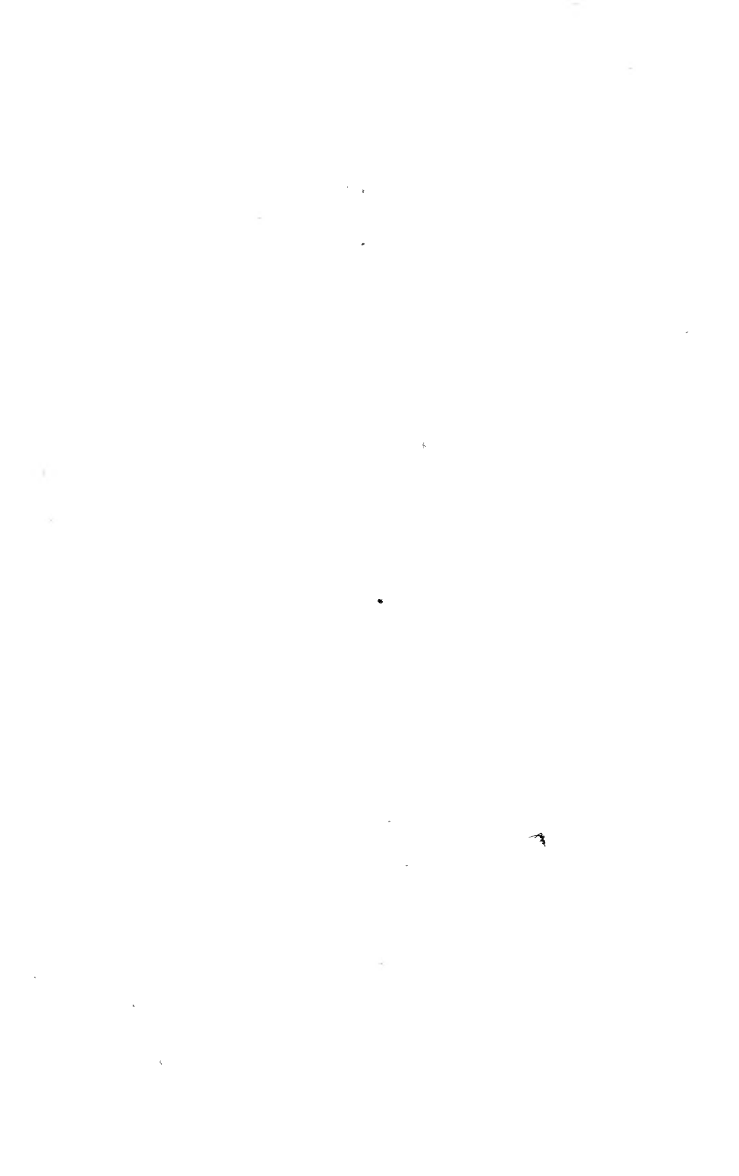
Mit dem Bildnis des Dichters

Von
Dr. Theodor Klaiber

Stuttgart
Verlag von Strecker & Schröder
1905



Adalbert Stifter





Adalbert Stifter

geb. 23. Oktober 1805, gest. 28. Januar 1868

Adalbert Stifter

Von

Dr. Theodor Klaiber.

Mit dem Bildnis des Dichters

Stuttgart
Verlag von Strecker & Schröder
1905

Druck von Strecker & Schröder, Stuttgart

Inhalt

Druck von Strecker & Schröder, Stuttgart

Inhalt

Die Anfänge.

Immer wieder zu Zeiten steigt in den Seelen der Menschen ein Überdruß auf an dem Lärm und Dunst der Städte, ein Ekel an dem unruhigen Eitelkeitsmarkt, den Lüste und Leidenschaften in Geselligkeit und Politik, in Kunst und Schriftwesen errichten. Die feineren Geister wenden sich erschrocken ab von dem bunten Flitterkram mühsam angelernter Meinungen und Empfindungen, den stillschweigende Übereinkunft als Bildung ausbietet, und durch die Herzen geht ein Sehnen nach tauigen Wiesen, schweigenden Wäldern und einfachen, schlichten Menschen, denen in stillen Gärten, an fruchtbaren Hängen, unter ragenden Bäumen das Leben in den Schoß fällt als ein stiller Kreislauf von

Arbeit und Ruhe, von Blüte und Frucht, von Wachsen und Vergehen.

Bald braust dieses Lied der Sehnsucht flutend und stark voll flammender Wut und bitterer Klage über ein entartetes Geschlecht, bald klingt es freundlich und mild, wie ferne Hirtenflöten an murmelnden Bächen, bald weh und gedämpft wie das leise Weinen eines verirrten Kindes. Und wenn dann wieder einer kommt, dem die Weise innig und klar aus der Seele quillt, dann legen die Menschen Zirkel und Richtmaß beiseite, die Fenster der Werkstätten tun sich auf, da und dort hebt sich ein Haupt aus dem Wust verstaubter Bücher und Pergamente, und sie lauschen und lauschen und summen leise die Weise mit.

Unter denen, die im 19. Jahrhundert innig und süß dieses Lied der Sehnsucht nach der Natur gesungen haben, steht Adalbert Stifter obenan.

Er wurde geboren am 23. Oktober 1805 in dem Marktflecken Oberplan auf der österreichischen

Seite des Böhmerwaldes. Unauslöschlich hat sich dem Knaben das Bild der Heimat in den Sinn geprägt, mit ihren ernsten dunklen Wäldern, die in breiten, ruhigen Wogen von Höhenzug zu Höhenzug sich schwingen, und mit den grünen Wiesentälern, über denen düstere Tannenhänge sich aufbauen, hie und da vom lichteren Grün der Laubbäume lieblich unterbrochen. Die Kuppen und Gründe des Böhmerwaldes mit ihren Sagen und Geheimnissen, ihren Pechbrennern und Holzschlägern sind der Schauplatz von einer Reihe der anmutigsten Dichtungen Stifters, und in anderen seiner Erzählungen mahnen allerlei Einzelzüge und Erinnerungen an die geliebten Heimatberge.

Nicht minder hat Stifter später immer wieder zurückgegriffen auf die Gestalten des Elternhauses. Der Vater war ursprünglich Leineweber, dann Flachshändler und fand schon 1817, als Adalbert erst zwölf Jahre alt war, durch einen Unglücksfall den Tod. So kommt es, daß sein Bild in den

Dichtungen Stifters weniger deutlich hervortritt. Um so sicherer lassen sich in verschiedenen Gestalten die Züge der Mutter erkennen, mit der Stifter bis zu ihrem Tod im Jahre 1858 in inniger Liebe verbunden blieb. Auch die Großmutter mit ihrer phantasievollen Erzählergabe und der gute Großvater haben in den Werken Stifters mehrfach eine Stelle gefunden. Und endlich ragt das schlichte, breitbedachte Elternhaus, mit der Granitbank vor der Tür und all den vertrauten Geräten und Räumen, hin und wieder in seine Dichtungen herein.

Der rege Geist des Knaben blieb den Seinen nicht verborgen, und so reifte bei ihnen der Entschluß, ihm eine höhere Bildung zuteil werden zu lassen. Im November 1818 ging der dreizehnjährige Adalbert an das von Benediktinern geleitete Gymnasium der Abtei Kremsmünster ab. Mit gutem Erfolg eignete er sich hier die Grundlagen klassischer Bildung an. Das Ideal antiker Einfachheit, Ruhe und Klarheit, das ihm damals

zuerst nahetrat, hat er besonders in späteren Jahren in seiner Darstellung oft zu verwirklichen gesucht. In Kremsmünster erschloß sich ihm außerdem die deutsche Literatur und Dichtung, und neben Ritter-, Räuber- und Familienromanen, neben Salis und Matthisson traten Schiller und Goethe in seinen Gesichtskreis. Auch die Anfangsgründe der Kunst, um die er sein ganzes Leben hindurch mit ernstem Bemühen warb, erlernte er in diesen Jahren: Er genoß sorgfältigen Unterricht im Zeichnen und Malen. Am wichtigsten aber wurden für ihn wohl die sittlich-religiösen Anschauungen und Grundsätze, die er damals in sich aufnahm. Immer war ihm eine milde, optimistische Frömmigkeit eigen, eine pietätsvolle Hochschätzung religiöser Gebräuche und eine ablehnende Haltung gegenüber allem, was die bestehenden Sitten, Ordnungen und Anschauungen gefährden konnte. Zweifellos haben wir diese Gesinnungen vor allem mit auf die Einflüsse zurückzuführen, die bei den Benediktinern in

Kremsmünster die Richtung seiner Seele bestimmten. Auch die Ruhe, Stetigkeit und Gründlichkeit seines Wesens ist wohl in jenen Jahren stiller, gesammelter Arbeit gefördert und vertieft worden.

Für viele sind die Jahre stetiger, umhegter Arbeit, die der Hochschule vorangehen, die glücklichste Zeit ihrer Jugend. Da entwickelt sich aus dem Knaben der Jüngling. Weite, bisher verschlossene Gebiete eröffnen sich dem Verständnis und lassen die Fülle ihrer Güter ahnen. Noch birgt die Zukunft unermeßliche Möglichkeiten, die Gefahren und Schranken der eigenen Natur sind dem Blick noch verhüllt, und die trüben Gärungen späterer Jahre haben noch nicht begonnen. Auch Stifter nannte oftmals die Jahre in Kremsmünster die schönste Zeit seines Lebens.

Aber auch an die Zeit seiner Studentenjahre hat er sich stets mit Behagen erinnert. 1826 bezog er die Hochschule in Wien, um die Rechte zu studieren. Es war ein harmloses, studentisches Zigeunerleben,

das er da im Anfang mit zwei Freunden in einem gemeinsamen Zimmer führte. Mehrfach hat er den Humor dieses Haushaltes und die unbefangene Jugendfröhlichkeit dieser Zeit in seinen Werken geschildert und jugendlichen Gestalten seiner Dichtungen die Züge geliehen, die sein und seiner Freunde Bild in jener Zeit aufwies. Eine liebenswürdige Skizze des Einzugs in Wien und der gemeinsamen Wirtschaft der drei Freunde hat er im „Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten" (Vermischte Schriften) gezeichnet.

Bei Stifter trat die Beschäftigung mit der Rechtswissenschaft bald zurück hinter naturwissenschaftlichen Studien, denen er sich mit Eifer hingab und deren Spuren wir überall in seinen Werken begegnen. Dem reihte sich die Beschäftigung mit Literatur und Dichtung an. Er selbst kam damals über belanglose Versuche nicht hinaus, aber er lernte vor allem Shakespeare kennen und wurde ein begeisterter Schüler Jean Pauls. Seine Erstlingsarbeiten tragen

die deutlichen Spuren dieser Begeisterung, und vielfach sind auch die Briefe jener Jahre in der blumenreich überstiegenen Sprache abgefaßt, die ihre Herkunft von Jean Paul nicht verleugnen kann. Damals lernte er wohl auch die Romantiker und besonders Tieck näher kennen, die in nachhaltiger Weise sein poetisches Schaffen beeinflußt haben.

Daneben gingen künstlerische Bestrebungen und andere Liebhabereien her, und oft mag in jener Zeit sein Zimmer der Junggesellenwohnung geglichen haben, die er in den „Feldblumen" beschreibt: „Vier Treppen hoch liegt eine Stube — Schreib-, Wohn-, Schlaf- und Kunstgemach — lächerlich sieht es drinnen aus! Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, auch Mathematiker und Naturforscher liegen broschiert auf dem ungeheuren Schreibtische — dann Rechentafeln — Griffel, Federn, Messer, ein Kinderballen — mein kleiner Hund braucht ihn zum Spielen — ein Fidibusbecher, Handschriften, Tintenkleckse — — — daneben zwei bis drei Staf-

feleien in voller Rüstung; an den Wänden Bilder, auf den Fenstern Blumen und noch eigens eine Menge derselben auf einem Gestelle; dann eine Geige, die ich abends peinige, und rings Studien, Skizzen, Papiere, Folianten — Fuggers Ehrenspiegel des Erzhauses Österreich mit Stichen — dann noch anderes, woraus dem Eintretenden sofort klar wird, daß hier gelehrt gelebt werde und ein Junggesellenstand sei, in welchem eine große Anzahl Gulden jahraus jahrein nicht da ist, wo aber Künste und Wissenschaften blühen und an Gefühlen ein wahrer Überfluß herrscht."

Seinen Unterhalt verdiente sich Stifter, der sich zur Ablegung einer Prüfung nicht entschließen konnte, durch Privatunterricht zum Teil in vornehmen Häusern. Schon in Kremsmünster hatte er jüngere Schüler unterrichtet. Er war ein geschätzter, vielleicht manchmal etwas allzu gründlicher Lehrer, aber gewiß hat diese frühe Übung in etwas dazu beigetragen, den lehrhaften Zug seiner Natur, der

mit dem Alter immer mehr hervortrat, noch zu verstärken. Die Gewohnheit, sich jugendlichem Verständnis anzupassen, hat sicherlich manche der Kindlichkeiten verschuldet, deren Naivität da und dort in seinen Werken verblüfft, und in den adligen Kreisen, mit denen er durch seine Tätigkeit in Berührung kam, mag er sich die Vorliebe für die ruhigen, gedämpften, wohlgeregelten Verkehrsformen angeeignet haben, in denen sich seine Gestalten selbst in Augenblicken höchster Erregung bewegen.

Auch Lust und Leid der ersten Liebe sollte Stifter in diesen Jahren erfahren. Er brachte der Tochter eines Kaufmanns in Friedberg, die er bei Ferienbesuchen kennen gelernt hatte, eine warme Neigung entgegen, und Fanny erwiderte die Liebe des Kandidaten. Die Eltern des Mädchens sahen freilich zu dem Einvernehmen der beiden nicht gut und wünschten den Abbruch der Beziehungen, da die Aussichten Stifters auf eine Anstellung durch seine Abneigung, sich einer Prüfung zu unterziehen,

immer geringer wurden. Aus dieser Ablehnung erwuchs ihm ein Gefühl schmerzlicher Bitterkeit, das lebenslang in ihm nachklang. Mehrmals schildert er in seinen Dichtungen den Schmerz zurückgewiesener Freier.

Stifter war nicht der Mann, sich trotz dieser Hindernisse der Liebe seiner Fanny zu versichern. Gewissenhaftigkeit, Unentschlossenheit, unbegreifliche Läßlichkeit gaben seiner Haltung der Geliebten gegenüber etwas Unentschiedenes und Schwankendes, und immer mehr kehrte sie sich von ihm ab. Zudem hatte Stifter inzwischen ein anderes Mädchen kennen gelernt, das ihn durch seine hübsche Erscheinung fesselte und dem Kandidaten der Naturwissenschaft größeres Entgegenkommen bewies. Amalie Mohaupt war 1811 in Kojetein in Mähren geboren. Ihr Vater lebte in Ungarn als Veteranfähnrich und hatte die mittellose Tochter nach Wien geschickt, wo sie wohl als Modistin Beschäftigung und Unterhalt fand. Aus den ersten Begegnungen

Stifters mit Amalie erwuchs allmählich eine längere „Bekanntschaft", die schließlich zum Zusammenwohnen und 1837 zur ehelichen Verbindung führte. Man hätte Stifter eine geistigen Interessen zugetane, schwungvolle Gattin wünschen mögen, die seiner Neigung, sich behaglich ins Kleinleben einzuspinnen, etwas die Wage gehalten hätte. Amalie Mohaupt blieb hinter dem Mittelmaß geistiger Regsamkeit und Bildung eher zurück. Dafür verstand sie es, durch Wirtschaftlichkeit, Ordnungssinn und Sauberkeit den anfangs sehr beengten und dürftigen Haushalt durch manche Klippen durchzusteuern, und Stifter hat ihr jederzeit die liebevollste Rücksicht und Zärtlichkeit entgegengebracht. Da die Mitgift der Frau nur in zwei Bildern bestand, die die heilige Familie darstellten, und da Stifter keine Prüfung abgelegt hatte, die ihm Anwartschaft auf staatliche Anstellung gegeben hätte, so war das junge Paar ausschließlich auf die Einnahmen aus dem Privatunterricht Stifters angewiesen. Hin und wieder

warf auch ein Gemälde Stifters etwas ab, und zu Zeiten dachte er daran, sich ganz der Malerei zu widmen. Noch hatte er seine dichterische Begabung nicht erprobt, und nichts schien darauf hinzuweisen, daß er einst auf dem Felde der Literatur heimisch werden würde.

Auf der Höhe.

Stifter war fünfunddreißig Jahre alt, als er zum erstenmal literarisch hervortrat. Es war damals die Zeit der politischen Dichtung auch in Österreich. Die Lyriker schleuderten entrüstete Anklagen gegen Unterdrückung und Geisteskechtschaft und verkündeten das Nahen eines großen Völkerfrühlings. Andere ließen an der Wahl ihrer Stoffe erkennen, daß sie mit ihrem Herzen auf der Seite des Volkes standen und seinen Kampf um die Freiheit mitzukämpfen bereit waren. Über der ganzen Literatur aber lag ein Dunstkreis von Ironie, Verbitterung und Weltschmerz. Stifters ganze Art war dem Geist der Zeit entgegengesetzt, und es kam seinen Dichtungen zugute, daß noch viele

ebenso empfanden wie er und mit ihm sich gerne flüchteten aus dem Lärm der Tageskämpfe in die Stille der Berge und Wälder, in die duftige Frische einer lieblichen Natur zu hochgestimmten Seelen, die wie weiße Wolken über das Getöse und den Staub des Alltags hinschwebten. So fanden die ersten Arbeiten des Dichters, die er in Zeitschriften und Taschenbüchern veröffentlichte, so großen Beifall, daß er daran denken konnte, sie gesammelt herauszugeben. Der Titel, den er dieser Sammlung gab, entstammte der Künstlersprache. Er nannte sie „Studien" und gab damit zugleich einen beachtenswerten Fingerzeig für die richtige Beurteilung seiner Dichtungen. Wohl haben sie manches gemein mit der Art von Erzählungen und Novellen, denn immer flicht sich durch das Ganze die Darstellung eines Menschenschicksals, die Erzählung von Ereignissen und Begebenheiten. Und doch fühlt man stets wieder, wie dem Dichter der Hintergrund der Vorgänge viel mehr am

Herzen liegt als diese selbst. Ihn zeichnet er meist mit besonderer Liebe und kann sich nicht genug tun in der pünktlichen Sorgfalt der Ausführung. Wenn dann darüber manchmal der Gang des Geschehens und die innere Entwicklung der Personen nur skizzenhaft angedeutet wird, so erinnert solche Ungleichmäßigkeit an die Art malerischer Studien, in denen einzelnes besonders kräftig herausgearbeitet ist, wenn auch die Gleichmäßigkeit des Aufbaus, das abgewogene Maß der Darstellung darunter leidet.

Wie Stifter in die Literatur kam, das erzählt uns anschaulich sein Biograph*: „Es war um das Jahr 1840, als Stifter an einem prächtigen heiteren Frühlingsmorgen in den abgeschiedenen und lauschigen Gängen des Schwarzenberggartens auf und ab ging, wie man bemerken konnte, sehr mit

* Es sei hier hingewiesen auf das vortreffliche und grundlegende Werk von A. R. Hein: „Adalbert Stifter, Sein Leben und seine Werke."

seinen Gedanken beschäftigt und in ein eifriges Sinnen und Schreiben vertieft. Nachdem er einige Stunden geschrieben haben mochte, steckte er achtlos die Rolle in seine Rocktasche; das Papier aber lugte ungebührlicher Länge halber über den Rand der Tasche hervor. So machte er nun einen Besuch bei der Baronin Mink, wo die Tochter Ida schelmischerweise und dem Zug der weiblichen Neugierde folgend, sich nicht enthalten konnte, dem Dichter unvermerkt die vorwitzige Papierrolle aus der Tasche zu ziehen. Nachdem sie eine Weile darin gelesen hatte, hielt sie das entdeckte Konzept mit dem Ausrufe der Mutter vor: ‚Mama, der Stifter ist ein heimlicher Dichter: hier fliegt ein Mädchen in die Luft!'

Stifter wurde nun trotz seines Sträubens verurteilt, sein noch unvollendetes Werk selbst vorzulesen, und die Baronin, welche an der Arbeit sehr viel Gefallen fand, entschied kategorisch, dazu müsse ein Anfang und ein Ende gemacht werden,

und Witthauer, der damalige Redakteur der Wiener Zeitschrift, müsse es drucken. Und so geschah es dann wirklich. Also hatte Stifter zwangsweise mit dem ‚Kondor' seine literarische Laufbahn begonnen."

Der „Kondor" erzählt, wie zwei Liebende auseinanderkommen, weil die Geliebte nach der Ansicht des Geliebten die Schranken überschreitet, die der Natur des Weibes gesetzt sind, und gegen seinen Willen darauf besteht, eine Luftfahrt im Ballon Kondor mitzumachen. Das Erzählerische und Psychologische der Angelegenheit wird nur andeutungsweise behandelt, während die Mondnacht, in der der Held am Fenster den Aufstieg des Ballons erwartet, und die Ballonfahrt mit großer Virtuosität geschildert ist. Stark macht sich in der Sprache und in dem etwas gesuchten Motiv der Einfluß Jean Pauls geltend. Von der ganzen quellenden, glanzhellen Sprachkraft Stifters ist die folgende Schilderung getragen: „Der Mond hatte sich endlich von den Dächern

gelöset und stand hoch im Blau — ein Glänzen und ein Flimmern und ein Leuchten durch den ganzen Himmel begann, durch alle Wolken schoß Silber, von allen Blechdächern rannen breite Ströme desselben nieder, und an die Blitzableiter, Dachspitzen und Turmkreuze waren Funken geschleudert. Ein feiner Silberrauch ging über die Dächer der weiten Stadt wie ein Schleier, der auf den hunderttausend schlummernden Herzen liegt. Der einzige Goldpunkt in dem Meere von Silber war die brennende Lampe drüben in dem Dachstübchen der armen Waschfrau, deren Kind auf den Tod liegt." Wunderbar ist auch das Steigen des Ballons beschrieben: „Der Kondor wiegte sich in seinem Bade, und wie mit den prächtigen Schwingen seines Namensgenossen hob er sich langsam und feierlich in den höchsten Äther — und hier nun änderte sich die Szene schnell und überwältigend. Der erste Blick Kornelias war wieder auf die Erde — diese war aber nicht mehr das wohlbekannte

Vaterhaus: in einem fremden goldnen Rauche lodernd, taumelte sie gleichsam zurück, an ihrer äußersten Stirne das Mittelmeer wie ein schmales, gleißendes Goldband tragend, überschwimmend in unbekannte phantastische Massen."

Auch die „Feldblumen" stehen noch stark unter dem Einfluß von Jean Paul. Der Mittelpunkt des Ganzen ist eine Frauengestalt, Angela mit Namen, in der alles verkörpert ist, was Stifter an Idealen von fraulicher Anmut, Schönheit, Geistes- und Herzensbildung im Busen trug. Der Kern der Erzählung ist umwuchert von den Ranken phantastischer Voraussetzungen, subjektiver Betrachtungen, gefühlvoller Ergüsse, und besonders ist es das Problem der Frauenbildung, über das Stifter sich verbreitet. Er eifert gegen den ewigen Strickstrumpf, an dem unsere Jungfrauen „nagen", gegen das Sticken, „dieses langsam tote Nachstechen von Form in Form, das das Herz verödet, den Geist dumpf und leer macht und den

blühenden, drängenden, treibenden Jugendkörper zusammenknickt," gegen das Aufgehen in „Bändern und Kram, im Ordnen der Hausbälle und Tafeln". An seiner Heldin sucht er zu zeigen, daß gründliche Geistesbildung die echten häuslichen Tugenden nicht in der Entfaltung hemmt. Wie schon die Bezeichnung der einzelnen Kapitel durch Feldblumen: Primel, Veilchen, kleinwinziger Zentunkel, Glockenblume usw. etwas Gesuchtes hat, so zeigt sich besonders in der phantastischen Vorgeschichte Angelas und in der vielfach aufgedonnerten Sprache der Einfluß Jean Pauls.

Viel mehr eigene Art gibt Stifter im „Heidedorf". Da ist auch viel Kindheitserinnerung darin. Diese sibyllenhafte Großmutter, die an der Grenze des Traumlebens hindämmert und wie viele Gestalten Stifters sich eines unermeßlich langen Lebens erfreut, ist in vielen Zügen die Großmutter Stifters. Dieser Felix, der als Hirtenknabe auf der Heide seine kindlich phantastischen Spiele

spielt, dann aber auszieht in die Ferne und von dort heimkehrt, mit Schätzen der Bildung reich beladen aber reinen, einfachen Herzens, um nun in der Stille der Heide hinzuleben — von was erfährt man freilich nicht so recht — das ist Stifter selbst, der auch die Ablehnung seiner Werbung durch die Eltern der Jugendgeliebten auf den Felix des Heidedorfes übertragen hat. Geht es im Kondor und in den Feldblumen oft noch etwas jugendlich ungestüm und überschwenglich zu, so beginnt im Heidedorf nun schon die Atmosphäre moralischer Windstille, die für die meisten Stifterschen Erzählungen und Persönlichkeiten die Lebensluft ist. Von überzeugender Kraft ist die Schilderung der Heide, und wunderbar lieblich bei aller Einfachheit wird vom Dichter der stille Frieden eines Pfingsttags im Heidedorf wiedergegeben: „Endlich war die letzte Gruppe der Kirchgänger hinter dem Bühel verschwunden, die Nachschauenden traten in ihre Häuser zurück, und kurz darauf war

jene funkelnde Einsamkeit über den Dächern, die so gern an heitern Sonntagvormittagen in den verlassenen Dörfern ist; — die Stunden rückten trockener und heißer vor, eine dünne blaue Rauchsäule stieg hier und da auf, und mitten in dem Garten des Heidehauses kniete die hagere Großmutter und betete. — Und wie endlich nach stundenlanger Stille durch die dünne, weiche, ruhende Luft, wie es sich zuweilen an ganz besonders schweigenden Tagen zutrug, der ferne, feine Ton eines Glöckchens kam, da kniete manche Gestalt auf den Rasen nieder und klopfte an die Brust; — dann war es wieder stille und blieb stille. — — Die Sonnenstrahlen sanken auf die Häuser nieder, mehr und mehr senkrecht, dann wieder schräge, daß die Schatten auf der anderen Seite waren — endlich kam der Mittag und mit ihm alle Kirchgänger — sie legten die schönsten Kleider und Tücher von dem erhitzten Körper, taten leichtere an, und jedes Haus verzehrte sein vorgerichtetes Pfingstmahl."

Am glücklichsten stellt sich Stifters Eigenart zweifellos im „Hochwald" dar. Draußen im Land tobt der Dreißigjährige Krieg und zieht sich näher und näher auch zu den stillen Höhen des Böhmerwaldes. Da beschließt der Freiherr von Wittinghausen, seine beiden Töchter Klarissa und Johanna in Sicherheit zu bringen. Im fernsten Hochwald an einem dunklen See steht ein Haus in verborgener Einsamkeit, dorthin sollen sie von der bedrohten Burg gebracht werden in die sichere Hut eines treuen Alten. Einsam gehen ihnen dort die Tage hin, bis plötzlich im Walde der Jüngling auftaucht, der einst Klarissa geliebt und den sie wiedergeliebt, Ronald, der Sohn des Schwedenkönigs. Er hatte in der Ferne versucht, seine Liebe zu vergessen, aber es hat ihn mächtig hergezogen, und nun finden sich die Liebenden wieder. Ronald verspricht, alles zu tun, daß der Vater der Geliebten und seine Burg verschont bleiben vor den Schrecken des Kriegs. Aber es

kommt anders. Die Burg wird von den Schweden belagert. Ronalds Vermittlungsversuche werden mißverstanden. Er fällt, von den Geschossen der Belagerten durchbohrt, die Burg geht in Flammen auf, und der Freiherr findet den Tod. In tiefer Trauer und unvermählt verbringen die Schwestern den Rest ihrer Tage in der zerstörten Burg, in der sie sich notdürftig ein Gemach eingerichtet haben.

Die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges als Hintergrund geben dem Bild Ausblick und Tiefe. Schön hebt sich davon die erhabene Stille des Hochwaldes ab, der sich gewaltig und prächtig in seiner Fülle und Lieblichkeit vor uns aufbaut. Waldburg, Waldwanderung, Waldhaus, Waldsee, Waldwiese, Waldfels, Waldruine sind die Überschriften der sieben Kapitel der Dichtung, aus der uns eine unerhörte Kraft und Feinheit des Naturgefühls entgegenleuchtet. Und dabei verliert sich das Ganze nicht in formlosem Überschwang zerflossener

Schilderung, sondern der Dichter hat immer wieder in sicheren Umrissen einzelne Gemälde zu entwerfen verstanden, die sich der Phantasie bleibend einprägen. Wer vergißt das Bild des Geiers, der über dem Waldsee sich wiegt, bis er plötzlich von einem unsichtbaren Schützen getroffen, senkrecht herabstürzt. Wem prägt es sich nicht für immer ein, wie die Schwestern durchs Fernrohr über den unermeßlich wogenden Wäldern am Horizont wie einen kleinen weißen Würfel die väterliche Burg entdecken, oder wie aus der feierlichen Waldnacht plötzlich seltsam sehnsüchtig das Lied Ronalds herüberklingt zu den Schwestern. Wie herrlich ist das Nahen des Herbstes und Winters beschrieben, und wie fein sind die Gestalten alle hineingestimmt in die wunderbare grüne Einsamkeit mit den zarten Umrißlinien ihres äußeren und inneren Wesens. „Das Ganze," sagt A. Bartels treffend, „ist wie eine Waldeinsamkeit von einem großen alten Meister, von dem zauberhaften, sonndurchleuchteten Grün

heben sich zwei zarte Frauengestalten in weißen Gewändern leuchtend ab, und daß das selige Idyll zuletzt tragisch ausgeht, verstärkt noch die Stimmung." Welche Fülle hingebender Naturbeobachtung ist in der Schilderung vom Zug der Schwestern und ihrer Begleiter zum Waldhaus enthalten: „Die Waldblumen horchten empor, das Eichhörnchen hielt auf seinem Buchenast inne, die Tagfalter schwebten seitwärts, als sie vordrangen, und die Zweiggewölbe warfen blitzende, grüne Karfunkel und fliegende Schatten auf die weißen Gewänder, wie sie vorüberkamen; der Specht schoß in die Zweige, Stamm an Stamm trat rückwärts, bis nach und nach nur mehr weiße Stückchen zwischen den grünen Gittern wankten — und endlich selbst die nicht mehr — aber auch der Reiter tauchte in die Tiefe des Waldes und verschwand, und wieder nur der glänzende Rasen. Die lichtbetupften Stämme, die alte Stille und Einöde und der dareinredende Bach blieben zurück, nur die

zerquetschten Kräutlein suchten sich aufzurichten, und der Rasen zeigte seine zarte Verwundung. — Vorüber war der Zug — unser lieblich Waldplätzchen hatte die ersten Menschen gesehen." Ähnliches finden wir fast auf jeder Seite des Hochwalds.

Hinter der stimmungsvollen Lieblichkeit des Hochwalds steht die „Narrenburg" immerhin zurück. Ähnlich wie im Hagestolz setzt hier der Dichter ein seltsam weltabgeschlossenes Anwesen, das Sonderlingsgrillen seine Entstehung verdankt, in Gegensatz zu der freundlichen Behaglichkeit, in der einfache, wohlwollende Menschen dahinleben. Die Erbauer der Narrenburg mit ihren wilden Schrullen gehören der Vergangenheit an, und was sie errichtet haben an seltsamen Baulichkeiten, geht dem Verfall entgegen, denn es ist kein Erbe des Besitzes da, und nur ein wahnsinniger Pförtner hütet die verlassenen Räume. Stifter läßt seine antiquarischen Neigungen in dieser zerfallenden Burg fröhlich grasen, aber mit nicht geringerer Liebe

schildert er auch das behagliche Treiben der Bauern, Jäger und Holzschläger im Wirtshause der grünen Fichtau. Hier haust auch der Held der Erzählung, Heinrich, sammelt Steine und Pflanzen, gewinnt das Töchterlein des Wirtes lieb und macht allmählich die Entdeckung, daß er der Erbe der phantastischen Burg mit ihrem Zubehör ist. Zum Anmutigsten, was Stifter geschaffen hat, gehört die nächtliche Liebesszene zwischen Heinrich und Anna im Gartenhäuschen an der Pernitz.

Im „Hagestolz" steht der Sitz eines alten, verkümmerten, sonderbaren Junggesellen im Mittelpunkt der Erzählung. Er hat sich auf der Insel eines Sees in einem alten Kloster eingerichtet, und wirksam hebt sich von dem Gebaren des verbitterten Einsiedlers die jugendliche Frische und Warmherzigkeit seines Neffen ab. Ein hypochondrischer Sonderling wird uns im „Waldsteig" vorgeführt, und Stifter zeigt, wie ihn der Umgang mit der Natur und die Ehe mit einem Naturkind

von seinen Grillen heilt. Die Schilderung der Sonderlingsgewohnheiten des Herrn Tiburius, die zu humoristischer Behandlung eingeladen hätten, hat Stifter ziemlich trocken gehalten, während seine alte Liebe zu Waldpfaden, Waldhäusern und Waldleuten sich auch in dieser Erzählung ergiebig betätigt.

Dem „alten Siegel" liegt ein psychologisch interessanter Stoff zugrunde, nur hat Stifter das Interessanteste aus ihm nicht herauszuholen vermocht. Das seelische Problem, das Cölestes Verhalten aufgibt, ist nicht in seiner Tiefe erfaßt. Dazu beherrschte Stifter die Dialektik der Leidenschaft doch zu wenig.

Innig und schlicht, aber ohne sich den hervorragenderen Werken Stifters anzureihen ist „Der beschriebene Tännling".

Stärker und bezeichnender als diese Erzählungen lassen vier andere Stücke der Studien die Eigenart Stifters hervortreten. Zwei davon, Die Mappe des

Urgroßvaters und Zwei Schwestern kündigen den Altersstil des Dichters an, die zwei anderen, Abdias und Brigitta, gehören mit dem Hochwald zum Besten, was Stifter geschaffen hat.

Die „Zwei Schwestern" sind in der uferlosen Breite der Schilderung, dem Fehlen fast jeder Handlung und der steifleinenen, leblosen Zeichnung der Personen eine der unerfreulichsten Arbeiten Stifters.

„Die Mappe meines Urgroßvaters" kennzeichnet sich schon dadurch als Vorstufe der Altersdichtung Stifters, daß er gerade dieses Werk durch Erweiterung und Umarbeitung zu einem Gegenstück des Nachsommers auszugestalten suchte. Das Buch sollte dann, so äußerte er sich, mit der Größe, mit der Einfachheit und mit dem Reize der Antike wirken. In Wirklichkeit verrät das Werk sehr stark die Neigung des Dichters zu moralischer Lehrhaftigkeit. Der Strom der Darstellung wird immer breiter, die antiquarische Freude an allerlei

Gerätschaften wächst, und das Bestreben, in der Sprache die Lebendigkeit und Frische des Ausdrucks herabzudämpfen, kündigt sich deutlich an. Intim und sinnig wird im Eingang erzählt, wie der Dichter die altvertrauten Räume des Vaterhauses wieder durchstöbert und dabei in einer alten Truhe unter dem Dach die Aufzeichnungen seines Urgroßvaters findet. Dieser, ein bekannter Arzt seiner Zeit, berichtet, wie er mit einem alten Obristen und seiner lieblichen Tochter Margarita bekannt wird, diese lieb gewinnt, ihre Gegenliebe erringt, aber sie auch wieder verscherzt durch eine Kränkung, die ihr Zartgefühl empfindlich beleidigt. Nach Jahren stillen Bereuens gelingt es ihm aber doch, Margarita für immer zurückzugewinnen. Breiter als dieser Liebeshandel ist die Tätigkeit des Arztes und sind die wirtschaftlichen Bestrebungen des Obristen geschildert. Neben ermüdenden Partien stehen immer wieder Glanzstellen, wie die Schilderung des großen Glatteises, der Bericht des Obristen von seinen Schicksalen

und die Beschreibung des Schützenfestes in Pirling. Bezeichnend für die Grundstimmung, die den Dichter beseelt, sind die Worte im ersten Kapitel, in denen er auf das alte Geräte und Gerümpel des Hauses Bezug nimmt: „Es ist etwas Rührendes in diesen stummen, unklaren Erzählern der unbekannten Geschichte eines Hauses. Welches Wehe und welche Freude liegt doch in dieser ungelesenen Geschichte begraben und bleibt begraben. Das blondgelockte Kind und die neugeborene Fliege, die daneben im Sonnengolde spielt, sind die letzten Glieder einer langen, unbekannten Kette, aber auch die ersten einer vielleicht noch längeren, noch unbekannteren; und doch ist diese Reihe eine der Verwandtschaft und Liebe, und wie einsam steht der einzelne mitten in dieser Reihe! Wenn ihm also ein blassend Bild, ein Trümmer, ein Stäubchen von denen erzählt, die vor ihm gewesen, dann ist er um vieles weniger einsam. Und wie bedeutungslos ist diese Geschichte; sie geht nur zum Großvater oder Urgroßvater

zurück und erzählt oft nichts als Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbnisse, Versorgung der Nachkommen — aber welch ein unfaßbares Maß von Liebe und Schmerz liegt in dieser Bedeutungslosigkeit. In der anderen, großen Geschichte vermag auch nicht mehr zu liegen, ja sie ist sogar nur das entfärbte Gesamtbild dieser kleinen, in welchem man die Liebe ausgelassen und das Blutvergießen aufgezeichnet hat. Allein der große goldne Strom der Liebe, der in den Jahrtausenden zu uns herabgeronnen, durch die unzählbaren Mutterherzen, durch Bräute, Väter, Geschwister, Freunde, ist die Regel, und seine Aufmerkung ward vergessen; das andere, der Haß, ist die Ausnahme, und ist in tausend Büchern aufgeschrieben worden."

Von einer bei Stifter seltenen Vertiefung in seelische Probleme, von ungewöhnlicher Fülle und Kraft in der Schilderung innerer Vorgänge sind die beiden Erzählungen „Abdias" und „Brigitta".

Stifter hat in ihnen das Höchste an zusammengefaßter, gedrungener Darstellung erreicht.

Der Jude Abdias ist ein seltsamer Charakter, verschlossen und versteckt, habgierig und rachsüchtig, und doch wieder reich an hingebenden, zarten Charakterzügen in der Liebe zu Weib und Kind. Über ihm und seinem Schicksal liegt etwas von der geheimnisvollen Märchenstimmung des Morgenlandes und von der herben Größe der Gestalten des alten Bundes. Stimmungsvoll hat der Dichter die seltsame Verborgenheit der Judenniederlassung in den Trümmern einer altrömischen Stadt in Nordafrika und die sengende Stille der Wüstenwelt herausgearbeitet. Nur die Übersiedlung des Juden nach Europa, wo er mit seinem Töchterlein in einem einsamen Wiesental ein weißes Haus bewohnt, fällt etwas aus dem Rahmen der Erzählung heraus und erscheint wie ein Zugeständnis Stifters an die eigene Vorliebe für stille Häuser an grünen Hängen. Mit Recht hat man immer die gelungene

Schilderung der Wüste und der afrikanischen Natur, die der Dichter nicht aus eigenem Augenschein kannte, als einen Beweis für die Spannkraft und Lebendigkeit seiner Phantasie angeführt. Wie prächtig ist der Augenblick beschrieben, da Abdias und seine Begleiter nach langer Wüstenwanderung das Meer erblicken: „Am frühen Morgen des neunundzwanzigsten Tages ihres Zuges, da sie über eine strauchlose, sachte ansteigende Fläche zogen, riß plötzlich die Farbe des Landes, die lieblich dämmernde, die sie nun so viele Wochen gesehen hatten, ab, und am perlenlichten Morgenhimmel draußen lag ein unbekanntes Ungeheuer. Uram riß die Augen auf. Es war ein dunkelblauer, fast schwarzer Streifen, in furchtbar gerader, langer Linie, sich aus der Luft schneidend, nicht wie die gerade Linie der Wüste, die in sanfter Schönheit, oft in fast rosenfarbener Dämmerung unverkennbar in dem Himmel lag; sondern es war wie ein Strom und seine Breite stand so gerade empor, als

müßte er augenblicklich über alle Berge hereinschlagen.

‚Das ist das Mittelmeer,‘ sagte Abdias, ‚jenseits dessen das Land Europa liegt, in welches wir ziehen.‘

Seine zwei Gefährten staunten das Wunderwerk an, und je weiter sie kamen, desto mehr entfaltete sich der vorhin schmal scheinende Strom, Farben und Lichterspiele waren auf ihm, und am Mittage desselben Tages, als sie an dem Rande des Tafellandes angekommen waren, riß die Erde jäh ab, sie stürzte vor ihnen hinunter und legte in der Tiefe die Fläche des Meeres vor ihre Füße. Ein dunkler, waldreicher Streifen der afrikanischen Küste lief an dem nassen Saum hin, eine weiße Stadt blickte aus ihm auf, und unzählige weiße Punkte von Landhäusern waren in dem Grün zu sehen, gleichsam Segel, die aus dem Grün ebenso wie die anderen aus dem schreckhaft dunklen Blau des Meeres leuchteten.“

Dann kommt die Einschiffung, die Meerfahrt und die Landung in Europa. Mit wenig Strichen hat hier Stifter die Gruppe der Reisenden in das Gewühl des Hafens lebendig und anschaulich hineingestellt. „Als nun die Zeit vergangen war, und die Menschen und die Waren gelandet wurden, wunderten sich einige und andere lachten, als ein hagerer, häßlicher Jude über das Brett des Bootes schritt, statt Päcken von Waren ein kleines Kind am Busen tragend, und wie hinter ihm ein fast nackter, gelenker Knabe, gleichsam ein schönes, dunkles Erzbild, folgte, eine halb verhungerte Eselin nach sich ziehend. Auf allen dreien lag dasselbe Grau der Wüste und der Ferne, wie auf den Tieren der Wildnis eine fremde, verwitterte Farbe zu liegen pflegt. — Einen Augenblick staunten die vielen, die dastanden und zuschauten, die Fremdlinge an, — im nächsten waren dieselben von dem Strome des menschenwimmelnden Weltteiles verschlungen und in seinen Wogen fortgeführt. Das

Bild zeigte wieder sonst nichts, als was es den ganzen Tag zeigt: eine unruhige, durcheinandergehende Menge, die nach ihrem Vorteil, nach ihrer Lust oder nach anderen Dingen rennt, umstanden von den ruhigen, großen, glänzenden, oft prachtvoll gebauten Häusern."

Hat der Charakter des Abdias manches Rätselhafte, so breitet Stifter in „Brigitta" zwei Menschenseelen mit ihren Kämpfen und Überwindungen faltenlos und klar vor uns aus.

Ein herbes, starkes Mädchen, dem das Bewußtsein seiner körperlichen Häßlichkeit eine empfindliche Sprödigkeit und Verschlossenheit gegeben hat, gewinnt die Liebe eines Mannes von sieghafter Schönheit. Die beiden werden ein glückliches Paar, dessen Glück sich durch die Geburt eines Sohnes noch erhöht. Da wird der Gatte durch die Schönheit eines anderen Weibes bezwungen; Brigitta erkennt, was geschehen ist, sie drängt den Gatten zur Scheidung, und die beiden gehen auseinander.

Er hält sich jahrelang in fremden Ländern auf. Sie widmet sich der Erziehung ihres Sohnes und der Bewirtschaftung des vom Vater ererbten Gutes. Immer schöner entfaltet sich die nachhaltige Kraft ihres Wesens, und die innere Schönheit ihrer Seele überstrahlt immer stärker die äußere Häßlichkeit ihrer Erscheinung. Endlich kehrt ihr früherer Gatte nach langen Jahren aus der Ferne zurück. Sein Gut ist dem ihren benachbart, und durch unermüdliche Arbeit, durch ernste Bemühung ums Gemeinwohl, durch gehaltenen Ernst und zartfühlende Rücksicht gewinnt er die Hochachtung und Freundschaft Brigittas. Aber die Getrennten sollen wieder ganz vereinigt werden. Der Sohn Brigittas wird von Wölfen überfallen. Der Gutsnachbar rettet ihn und bringt ihn in sein Haus. Brigitta trifft zur Pflege ein und nun loht, durch ein Wort angefacht, die alte Liebe wieder still und feierlich in starker, geläuterter Flamme empor: „Gegen Abend erschien Brigitta, und nach ihrer entschlossenen Art

ruhte sie nicht eher, als bis sie den Körper ihres Sohnes Glied um Glied geprüft und sich überzeugt hatte, daß außer der Bißwunde nichts vorhanden sei, das ein Übel drohen könnte. Als die Untersuchung vorüber war, blieb sie doch noch an dem Bett sitzen und reichte nach der Vorschrift des Arztes die Arznei. Für die Nacht mußte ihr ein schnell zusammengerafftes Bett in dem Krankenzimmer gemacht werden. Am andern Morgen saß sie wieder neben dem Jünglinge und horchte auf seinen Atem, da er schlief und so süß und erquickend schlief, als wolle er nie mehr erwachen. — Da geschah ein herzerschütternder Auftritt. Ich sehe den Tag noch vor Augen. Ich war hinabgegangen um mich nach dem Befinden Gustavs zu erkundigen, und trat in das Zimmer, das neben dem Krankengemach befindlich war, ein. Ich habe schon gesagt, daß die Fenster gegen den Garten hinausgingen: die Nebel hatten sich gehoben und eine rote Wintersonne schaute durch die entlaubten Zweige in das

Zimmer herein. Der Major war schon zugegen, er stand an dem Fenster, das Angesicht gegen das Glas gekehrt, als sähe er hinaus. Im Krankengemach, durch dessen Tür ich hineinschaute, und dessen Fenster durch ganz leichte Vorhänge etwas verdunkelt waren, saß Brigitta und sah auf ihren Sohn. Plötzlich entrang sich ihren Lippen ein freudiger Seufzer, ich blickte genauer hin und sah, daß ihr Auge mit Süßigkeit an dem Antlitz des Knaben hinge, der die seinigen offen hatte; denn er war nach langem Schlaf aufgewacht und schaute heiter um sich. Aber auch auf der Stelle, wo der Major gestanden war, hatte ich ein leichtes Geräusch vernommen, und wie ich hinblickte, sah ich, daß er sich halb umgewendet hatte, und daß an seinen Wimpern zwei harte Tropfen hingen. Ich ging gegen ihn und fragte ihn, was ihm sei. Er antwortete leise: ‚Ich habe kein Kind.'

Brigitta mußte mit ihrem scharfen Gehör die Worte vernommen haben; denn sie erschien in

diesem Augenblick unter der Tür des Zimmers, sah sehr scheu auf meinen Freund und mit einem Blick, den ich nicht beschreiben kann, und der sich gleichsam in der zaghaftesten Angst nicht getraute, eine Bitte auszusprechen, sagte sie nichts als das einzige Wort: ‚Stephan'. Der Major wandte sich vollends herum — beide starrten sich eine Sekunde an — nur eine Sekunde — dann aber vorwärts tretend, lag er eines Sturzes in ihren Armen, die sich mit maßloser Heftigkeit um ihn schlossen. Ich hörte nichts als das tiefe, leise Schluchzen des Mannes, wobei das Weib ihn immer fester umschlang und immer fester an sich drückte.

‚Nun keine Trennung mehr, Brigitta, für hier und die Ewigkeit.'

‚Keine, mein teurer Freund!'"

Was man sonst an Stifters Behandlung seelischer Vorgänge zu bemängeln findet, hier trifft es nicht zu. Die gediegene, verhaltene, ruhige Art der Darstellung ist hier wohl am Platz. Der

Gehalt der Situationen ist mit sicherer Ruhe ausgeschöpft. Der landschaftliche Hintergrund ist gegen die menschlichen Vorgänge und Gestalten so abgewogen, daß er diese nicht erdrückt. Wenn Stifters Hochwald durch die Fülle stimmungsvoller Naturpoesie unter seinen Werken hervorragt, so steht Brigitta einzig da, was das Ebenmaß der Darstellung und die Feinheit in der Wiedergabe von Seelenvorgängen betrifft.

In den Studien hat Stifter das Beste zusammengestellt, was er in den vierziger Jahren hervorbrachte. Aber es ist bezeichnend für die frische dichterische Triebkraft dieser Jahre, daß auch andere Erzählungen dieser Zeit entstammen. Sie wurden teils in die Bunten Steine eingereiht, teils zunächst in Zeitschriften und Taschenbüchern veröffentlicht. Von den Bunten Steinen ist die schönste Erzählung: „Bergkristall" schon 1846 gedruckt worden, von den „Erzählungen", die erst nach seinem Tode gesammelt erschienen, stammen aus

dieser Zeit „Die drei Schmiede ihres Schicksals“, „Der Waldgänger“ und „Prokopus“. In den drei Schmieden behandelt Stifter wieder ein Problem, mit dem er sich mehrfach befaßte, die Ehe als Heilmittel für grillenhafte Sonderlinge. Freiwilliger und ungewollter Humor verschlingen sich in dieser Erzählung zu einem seltsamen Gewebe. Der Waldgänger läßt uns ahnen, wie Stifter unter der Kinderlosigkeit seiner Ehe litt. Der Held dieser Erzählung trennt sich nach langjähriger Ehe von seiner Gattin, weil ihnen keine Kinder aus der Ehe erwachsen. Doch vermag der Dichter diesen Schritt des Mannes menschlich nicht begreiflich und erträglich zu machen, und der Kern der Erzählung behält etwas steif Theoretisches und bewußt Ersonnenes. Zudem wird das Ganze durch ein Übermaß breit ausgesponnener Heimaterinnerungen überlastet. Prokopus endlich ist ein Seitenschößling der Narrenburg. Wieder wird eine Einkehr in der Fichtau mit Behagen

beschrieben, und sie bildet den Kontrast zu den dunkeltraurigen Vorgängen auf Burg Rothenstein. Da auch die Altersromane Stifters mit den Wurzeln ihrer Entstehung in die Jahre 1840—1848 zurückreichen, so war diese Zeit zweifellos poetisch die reichste im Leben Stifters. Wenn er auch noch späterhin mit zahlreichen Entwürfen sich trug und mit umfangreichen Hervorbringungen ans Licht trat, so erreichte doch die eigentlich dichterische Kraft in seinen Werken nie mehr eine solche Höhe. Und wenn darum die Zeit von 1840—1848 für den Dichter auch manche Einschränkung und Dürftigkeit im äußeren Leben mit sich brachte, das Glück erfolgreicher Schaffensfreude und das Licht aufsteigenden Dichterruhms umwebt diese Jahre seines Lebens mit leuchtendem Glanz.

Natur und Menschen bei Stifter.

Der Schlüssel für die Weltanschauung und Lebensstimmung Adalbert Stifters liegt in seinem Verhältnis zur Natur. Er ist in hervorragendem Maße Naturdichter. Kein Werk von ihm, das nicht Kunde gäbe von seinem eigenartigen Verhältnis zur Natur und von der Virtuosität seiner Naturschilderung. Ein wenige Jahre jüngerer Zeitgenosse von Adalbert Stifter war Alexander von Villers, der in seinen anmutigen Plauderbriefen („Briefe eines Unbekannten“) sich mit ähnlicher Innigkeit und Hingebung in die Natur und ihre Reize versenkt. „Ich bin ein Blätteranbeter und ein Blumenanbeter,“ schreibt er einmal, „ich bete Rinde an und Wurzeln, Äste, Zweige

und Haselnüsse"; nie wird er müde, die Ströme von Sonne, Luft und Licht, die herrlichen Wiesen und Wälder, das Flitzen der Schwalben und das Schnattern der Enten zu preisen, das ihn mit Lust, Freude und Behagen erfüllt. Er spricht es unumwunden aus, daß es der Überdruß an dem lauten, leidenschaftlichen, anspruchsvollen Treiben und Gebaren der Menschen war, der ihm die festliche Stille, die ruhige Entfaltung, die schuldlose Unbewußtheit des Naturlebens so verehrungswürdig machte. Ähnlich wie Villers empfand auch Stifter. Er suchte in der Natur den gelassenen Anstand, die leidenschaftslose Ruhe, die großzügige Einfachheit, die er an den Menschen vermißte. Sein Trachten ging dahin, den Verwicklungen und Herzenskämpfen zu entgehen, die nirgends ausbleiben, wo Menschen mit ihren Wünschen und Leidenschaften leben und streben. Darum flüchtete er sich zur Natur mit ihrer ruhigen Gesetzmäßigkeit. Die Wandellosigkeit ihrer großen

Ordnungen mußte dazu dienen, ihm die nichtigen Erregungen unseres Eintagslebens um so deutlicher zum Bewußtsein zu bringen. „Das Wandelbare menschlicher Zustände", schreibt Emil Kuh in seiner Monographie über den Dichter, „das Veränderliche menschlichen Schicksals hebt sich vom Unwandelbaren der Berge und Wälder, vom Unveränderlichen der unorganischen Natur beständig ab, und über den Wechsel irdischen Glücks und Unglücks hinweg erhebt sich die Betrachtung des Dichters am liebsten zur Anschauung unserer Kleinheit im Haushalt der Welt. ‚Dann scheint immer und immer die Sonne nieder,' heißt es im Hagestolz, ‚der blaue Himmel lächelt aus einem Jahrtausend in das andere, die Erde kleidet sich in ihr altes Grün, und die Geschlechter steigen an der langen Kette bis zu dem jüngsten Kinde nieder.' ‚Die Arbeit und Freude des Landmanns,' lautet eine Stelle im Heidedorf, ‚durch Jahrtausende einförmig und durch Jahrtausende noch

unerschöpft, zog auch hier geräuschlos und magisch ein Stück ihrer uralten Kette durch die Hütte, und an jedem ihrer Glieder hing ein Tröpflein Vergessenheit. Die Großmutter trug nach wie vor ihren Holzschemel auf die Wiese und betete daran, und sie und Klein Martha fragten täglich, wann denn Felix komme. Der Vater mähte Roggen und Gerste — die Mutter machte Käse und band Garben — und der fremde Ziegenbub trieb täglich auf die Heide. Von Felix wußte man nichts. Die Sonne ging auf und ging unter, die Heide wurde weiß und wurde grün, der Holunderbaum und der Apfelbaum blühten vielmal — Klein Martha war groß geworden und ging mit zu heuen und zu ernten, aber sie fragte nicht mehr — und die Großmutter, ewig und unbegreiflich hinauslebend, wie ein vom Tode vergessener Mensch, fragte auch nicht mehr, weil er ihr entfallen war oder sich zu ihren heimlichen Phantasiegestalten gesellt hatte!'"

In späteren Jahren wandte er seine Liebe immer mehr allerlei häuslichen Liebhabereien zu, und eine altertümliche Zimmereinrichtung, kunstvolle Schreinerarbeit und feine Leinwand wurde nicht minder Gegenstand seiner andächtigen Schilderung, wie früher Wald und Heide. Auch diese Vorliebe erklärt sich aus der Grundstimmung des Dichters. Diese glänzenden Fußböden mit den eingelegten Marmorplättchen, diese blank gebohnten Tischplatten, diese sauberen Gartenwege und wohlgepflegten Rosenhecken müssen dazu dienen, das Bild umhegter Häuslichkeit, leidenschaftsloser Lebensgewohnheiten, zufriedener Weltabgeschiedenheit hervorzurufen.

In der Art seiner Naturbeschreibung hat Stifter wohl manches gemein mit den Romantikern und mit Jean Paul. Aber doch vorwiegend nur im Anfang seiner Dichterlaufbahn. In der Naturbetrachtung der Romantik wiegt die Stimmung vor. Das Traumhafte, Verschwebende, Musikalische

ihrer Naturschilderungen kommt uns nicht bloß bei Tieck, sondern auch bei Bettina und Eichendorff zum Bewußtsein. Wieviel Lieder und Waldhornklänge werden da aufgeboten, und wie häufig kehren einzelne Motive wieder, wie das Rauschen der Wälder in der Nacht bei Eichendorff. In den schwächeren Partien machen diese Naturbeschreibungen vielfach einen gleichförmig kulissenhaften Eindruck.

Im Gegensatz dazu spürt man es bei Stifter überall, daß er herkommt von ernstem Naturstudium, daß er als Landschaftsmaler geübt war, die Natur nicht bloß allgemein auf die Stimmung wirken zu lassen, sondern sie scharf zu beobachten. Die Bäume und Gesteinsarten in ihrer Eigenart, die Atmosphäre mit ihren unablässigen Veränderungen, das Spiel des Lichts im Waldinnern, das Weben einer Mondnacht — all das sucht er zu ergründen und bis in die feinsten Einzelheiten festzuhalten. Wenn er die Ergebnisse seiner

Beobachtungen manchmal in lehrhaftem Tone vorträgt oder zuzeiten Früchte seiner Studien beflissen auskramt, so vermögen solche Entgleisungen in der Hauptsache den bedeutenden Eindruck nicht zu stören, den seine aufmerksame Versenkung in das Naturleben immer wieder in den Schilderungen macht. Man hat diese geschulte Feinhörigkeit und sachliche Treue der Beobachtung vielfach als Charakterzug moderner Richtungen in Poesie und Kunst in Anspruch nehmen wollen, aber Stifter ist hier ein Vorläufer der intimen Naturalisten, so verschieden er auch seiner Lebensstimmung und Weltanschauung nach ihnen gegenübersteht. Nur ein Beispiel seiner aufmerksamen Art aus dem alten Siegel: „Es geht die Sage, daß wenn in der Schweiz ein tauiger, sonnenheller, lauer Wintertag über der weichen, klafterdicken Schneehülle der Berge steht, und nun oben ein Glöckchen tönt, ein Maultier schnauft, oder ein Bröselein fällt — sich ein zartes Flöckchen von der

Schneehülle löst und um einen Zoll tiefer rieselt. Der weiche nasse Flaum, den es unterwegs küßt, legt sich um dasselbe an, es wird ein Knöllchen und muß nun tiefer nieder als einen Zoll. Das Knöllchen hüpft eine Hand breit weiter auf der Dachsenkung des Berges hinab. Ehe man dreimal die Augen schließen und öffnen kann, springt schon ein riesenhaftes Haupt über die Bergesstufen hinab, von unzähligen Knöllchen umhüpft, die es schleudert und wieder zu springenden Häuptern macht. Dann schießt's in großen Bögen. Längs der ganzen Bergwand wird es lebendig und dröhnt. Das Krachen, welches man sodann heraufhört, als ob viele tausend Späne zerbrochen würden, ist der zerschmetterte Wald, das leise Ächzen sind die geschobenen Felsen — dann kommt ein wehendes Sausen, dann ein dumpfer Knall und Schlag — — dann Totenstille — nur daß ein feiner, weißer Staub in der Entfernung gegen das reine Himmelsblau emporzieht, ein kühles Lüftchen vom

Tal aus gegen die Wange des Wanderers schlägt, der hoch oben auf dem Saumweg zieht, und daß das Echo einen tiefen Donner durch alle fernen Berge rollt. Dann ist es aus, die Sonne glänzt, der blaue Himmel lächelt freundlich, der Wanderer aber schlägt ein Kreuz und denkt schauernd an das Geheimnis, das jetzt tief unten in dem Tale begraben ist." Wie behutsam und reinlich ist da Strich an Strich gesetzt, und doch geht das Ganze zu einem schönen Bild zusammen.

Zuzeiten mag es ja bei Stifter vorkommen, daß das, was er beschreibt und schildert, für den Leser tot bleibt, aber in seinen besten Werken finden wir doch eine ganze Reihe von Naturschilderungen, die Bild und Leben geworden sind. Wer vergäße die Beschreibung der Heide im Heidedorf, die Hochwaldbilder aus Stifters schönster Dichtung, die Steppenlandschaft in Brigitta, den Schneefall im Bergkristall u. a. Das sind Gemälde von einer Sorgfalt der Zeichnung, einer

eindringlichen Naturtreue, einer wohlerwogenen Anordnung und Ausführung, daß wir die Dinge selbst zu sehen und zu fühlen glauben. Wo es der Gegenstand mit sich bringt, da erhebt sich die Schilderung zu bezwingender Kraft der Stimmung, wie in dem trunkenen Bild der Mondnacht im Hochwald: „Aber noch märchenhafter war es, wenn eine schöne Vollmondnacht über dem ungeheuren, dunklen Schlummerkissen des Waldes stand und leise, daß nichts erwache, die weißen Traumkörner ihres Lichts darauf niederfallen ließ, und nun Klarissens Harfe plötzlich ertönte — man wußte nicht woher, denn das lichtgraue Haus lag auf diesen großen Massen nur wie ein silberner Punkt — und wenn die leichten einzelnen Töne wie ein süßer Pulsschlag durch die schlafende Mitternachtluft gingen, die weithin glänzend, elektrisch, auf den weiten schwarzen Forsten lag: so war es nicht anders, als ging sacht ein neues Fühlen durch den ganzen Wald, und die Töne

waren, als rühre er hier und da ein klingend Glied — das Reh trat heraus, die schlummernden Vögel nickten auf ihren Zweigen und träumten von neuen Himmelsmelodien, die sie morgen nicht werden singen können — und das Echo versuchte sogleich das goldene Rätsel nachzulallen. — — Und als die Harfe längst schwieg, das schöne Haupt schon auf seinem Kissen ruhte — — horchte noch die Nacht; der senkrecht stehende Vollmond hing lange Strahlen in die Fichtenzweige und säumte das Wasser mit stummen Blitzen — indessen ging die Wucht und Wölbung der Erde, unempfunden und ungehört von ihren Bewohnern, stürmend dem Osten zu — der Mond wurde gegen Westen geschleudert, die alten Sterne mit, neue zogen im Osten auf — — — und so immer fort, bis endlich mitten unter ihnen am Waldrande ein blasser, milchiger Lichtstreifen aufblühte — ein frisches Lüftchen an die Wipfel stieß — und der erste Morgenschrei aus der Kehle eines Vogels drang."

Nie fast sind bei Stifter solche Naturschilderungen nur Begleitmotive, die stimmunggebend das Tun und Treiben umranken, sondern überall steht bei ihm die Natur da als das Überragende, Mächtige, Bleibende, dessen Fülle und Größe auch ohne die Menschen für sich besteht.

Das ist der Grund, warum die Menschen in den Werken des Dichters so oft den Eindruck von Porzellanfigürchen machen. Der Natur gegenüber, wie sie Stifter sieht, müssen sie klein erscheinen mit ihren Kämpfen, Leiden und Leidenschaften. Das liegt in der ganzen Grundstimmung Stifters, und diese führt ihn weiter auch dazu, diese Menschen nun nach Kräften dem Ideal anzunähern, das er von der Natur sich gemacht hat. Sie sollen auch so leidenschaftslos und gelassen, so unschuldsvoll und erhaben wirken, wie die Natur und ihre Gesetze. Darum sind ihm diejenigen die liebsten, die durch Leidenschaften und wilde Wünsche nicht mehr berührt werden, die abgeklärten, die milden, die

beschwichtigten Seelen. Die österreichischen Dichter lieben diesen Typus des stillen Mannes. Wir finden ihn bei Grillparzer, bei F. v. Saar, bei Marie Ebner-Eschenbach.

Häufig kehren auch bei Stifter die Gestalten harmloser Sonderlinge wieder. Die seltsamen Käuze bei Jean Paul, Tieck, E. Th. A. Hoffmann mögen ihm als Vorbilder vorgeschwebt haben, doch sind bei ihm diese Gestalten ziemlich blaß und flach gehalten. Manchmal führt er auch Wahnsinnige, Geistesgestörte oder sonst anormale Wesen ein. Doch gelingt es ihm selten, diesen Gestalten überzeugende Wahrscheinlichkeit zu geben.

Neben den Vertretern des resignierten Alters zeichnet er mit Vorliebe Jünglings- und Jungfrauengestalten in seinen Dichtungen. Daß die Jugend oft eine Zeit trüber Gärungen und verworrener Suchten ist, davon erzählen diese Gestalten nichts. Sie sind so abgeklärt in ihrem

Empfinden, so überlegsam in ihrem Tun, so wohlgezogen in Worten und Werken, daß sie mehr holdseligen Emailbildern als wirklichen Menschen gleichen. Zumal wenn sie in einen Liebeshandel eintreten, geben sie in wohlgesetztesten Reden einander ihre Gefühle kund und versichern, daß sie „nächst ihren Eltern" einander am meisten lieben. Kleine Mißverständnisse büßen sie mit jahrelangem Entsagen, und wenn Eltern oder Verwandte Bedenken haben gegen ihre Verbindung, so gehen sie schmerzvoll, aber ohne sichtliche Erregung auseinander, ja der Edelmut geht so weit, daß sich Schwestern untereinander den Geliebten abtreten, sobald die eine merkt, daß auch die andere ihn liebt. Manchmal sinkt an solchen Stellen Stifter auf das Niveau von Christoph Schmid herab. Besonders in seinen späteren Werken überträgt er sein Ideal von Leidenschaftslosigkeit in einer Weise auch auf das Verhältnis von Mann und Weib, daß sich ungewollt oft komische Wirkungen einstellen.

Daß die äußeren Umrisse seiner Gestalten meist anmutig geführt sind, das zeigt schon ein Blick auf die zwei Schwestern des Hochwalds. Am reichsten an individuellen Zügen sind jedoch wohl einzelne Gestalten, die Stifter auf Grund seiner Jugenderinnerungen gezeichnet hat: Die Großmutter im Heidedorf, der Großvater und die Mutter im Granit u. a. Lebensvoll herausmodelliert sind dann vor allem auch die Hauptpersonen in Abdias und Brigitta. Endlich hat der Kinderfreund Stifter auch mehrfach Kindergestalten in seinen Dichtungen liebenswürdig dargestellt.

So sehr Stifter in der Beschreibung der Natur aufs kleinste und unscheinbarste eingeht und alles tut, um ein lückenloses Bild zu geben, so sparsam ist er meist, wenn er daran geht, das Innenleben seiner Personen darzustellen. Da überläßt er sehr vieles der Phantasie des Lesers, da zeichnet er oft mit leisen, kaum sichtbaren Strichen, da geht er vielfach über verwickelte, weitgreifende Vorgänge mit einer kurzen

Wendung, einem nur andeutenden Wort hinweg. Oft wirkt diese Kargheit ergreifend. Wenn Klarissa im Hochwald durchs Fernrohr die rauchgeschwärzten Trümmer der väterlichen Burg erblickt und schneebleich sich zurücklehnend nur die Worte findet: „Es ist geschehen", oder wenn der Major in Brigitta im tiefsten Schmerz nur sich wendet und kaum hörbar antwortet: „Ich habe kein Kind", so ist das mehr wert als breite Ergüsse und beflissene psychologische Ausführungen. Solche verhaltenen Gefühlsausbrüche wirken in der stillen Luft der Stifterschen Erzählungen mächtig und ergreifend, und mehr als einmal finden sich in seinen Werken Proben von solcher zarten, keuschen Zurückhaltung. Oft freilich hört diese Kargheit des Dichters auf, eine Tugend zu sein, und wir stehen vor der Unfähigkeit, ein seelisches Problem in seiner Tiefe zu erfassen und psychologisch durchzuführen. Stifter hat ja seine Stoffe meist so gewählt, daß der Lärm des Weltlebens in ihnen nur wie aus der

Ferne herüberdringt und die Fragen, die er behandelt, liegen meist im Bereich der Jugendliebe, des Ehelebens und der Familieninteressen. Aber auch diese Fragen erledigen sich doch nicht immer mit so behutsamen Empfindungen, so wohlgesetzten Worten und so zurückhaltenden Gebärden, wie Stifter das glauben machen möchte. Es ist bezeichnend, daß er in dem Bestreben, alles Gewaltsame, Herbe, Rauhe fernzuhalten, den Kampf ums Dasein, das harte Ringen ums Leben kaum von ferne zeigt, und wenn sich in seinen Werken einmal eine größere Zahl von Menschen zusammenfindet, so geschieht es meist in festlichem Behagen.

Nachsommer.

Das Jahr 1848 mit seinen Ereignissen machte auf Stifter einen tiefen Eindruck. Das Zügellose, Zerfahrene und Maßlose an der Zeitbewegung verstimmte und verdüsterte sein Gemüt. Der unermüdliche Verherrlicher leidenschaftsloser Ruhe und waldstillen Seelenfriedens mußte sehen, wie weit die Welt hinter seinen Idealen behutsamer Innigkeit und beschwichtigter Herzensgüte zurückblieb. Das Interesse für seine Dichtungen begann zu erlahmen, der Absatz stockte, und der Dichter mußte auch für die Zukunft mit einem nicht unbedeutenden Ausfall an Einnahmen rechnen. So wandte er sich einem neuen Gebiete zu, und da in seinem Wesen immer etwas Lehrhaftes gewesen war, so begannen

jetzt mit deutlicher Wendung seine Gedanken die Richtung auf die Fragen und Angelegenheiten der Erziehung und Menschenbildung zu nehmen. Hier sah er für die Welt und für die eigene Betätigung neue große Aufgaben. So dachte er daran, im staatlichen Unterrichtswesen eine Stellung anzustreben, und er erreichte sein Ziel und wurde 1849 beziehungsweise 1850 Schulrat in Linz und Inspektor der Volksschulen in Österreich ob der Enns. Stifter hatte nun ein festes Einkommen, das ihm die Entfaltung eines breiteren Lebensbehagens ermöglichte, und zugleich diente die neue Würde dazu, seiner gesellschaftlichen Stellung einen gewissen Rückhalt zu geben. Die inneren Gründe dieser Hinkehr zu pädagogischen Interessen lagen wohl zum Teil mit in einem Nachlaß der dichterischen Schaffenskraft Stifters. Ihm war das wohl verborgen, aber es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß mit dem Ende der vierziger Jahre der Höhepunkt seines poetischen Wachstums überschritten ist. Die

Zeit des quellenden Lebens, der sprießenden Entwicklung, der gedrungenen Kraft, die runde Gebilde hervortrieb, war vorüber. Noch kamen schöne Nachsommertage, aber von matterem Glanz als die Zeiten der farbenfrohen Werdekraft. Mit zunehmendem Alter begann immer mehr eine Reihe von poesiewidrigen Eigenheiten des Dichters hervorzutreten. Man ist versucht, sie in Zusammenhang mit dem Beruf zu bringen, dem er sich zugewendet hatte. Da wächst der Hang zu theoretischen Betrachtungen, dem er nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit nachgibt. Sie leiten den Dichter mehrfach irr, besonders in Fragen der Kunst und Dichtung. Da steigert sich die Vorliebe für das Korrekte, Regelrichtige, Wohlgeordnete und Zurechtgestellte im Benehmen, in Leben und Sittlichkeit. Da verstärkt sich die Neigung zu breiter Lehrhaftigkeit, die in ausführlichster Schilderung von allerlei menschlichen Beschäftigungen sich genug tut, als da sind Rosenzucht, Gartenbau, Holzarbeiten usw.

Schon das erste größere Werk, das Stifter in den fünfziger Jahren herausgab: „Bunte Steine“, bestätigt teilweis diese Wahrnehmungen. Das 1853 bei Heckenast, dem Verleger und Freund Stifters, erschienene Buch war vom Dichter als Jugendbuch gedacht. Aber nur einzelne der Erzählungen dieser Sammlung sind für die Jugend geeignet. Zur Erklärung des Titels geht Stifter in der Einleitung mit dem ihm eigenen Behagen auf seine Sammlergewohnheiten ein: „Als Knabe trug ich außer Ruten, Gesträuchen und Blüten, die mich ergötzten, auch noch andere Dinge nach Hause, die mich fast noch mehr freuten, weil sie nicht so schnell Farbe und Bestand verloren wie die Pflanzen, nämlich allerlei Steine und Erddinge. Auf Feldern, an Rainen, auf Heiden und Hutweiden, ja sogar auf Wiesen, auf denen doch nur das hohe Gras steht, liegen die mannigfaltigsten dieser Dinge herum. Da ich nun viel im Freien umherschweifen durfte, konnte es nicht fehlen, daß

ich bald die Plätze entdeckte, auf denen die Dinge zu treffen waren, und daß ich die, welche ich fand, mit nach Hause nahm. — — Wenn ich Zeit hatte, legte ich meine Schätze in eine Reihe, betrachtete sie und hatte mein Vergnügen an ihnen. Besonders hatte die Verwunderung kein Ende, wenn es auf einem Steine so geheimnisvoll glänzte und leuchtete und äugelte, daß man es gar nicht ergründen konnte, woher denn das käme. Freilich war auch manchmal ein Stück Glas darunter, das ich auf den Feldern gefunden hatte, und das in allerlei Regenbogenfarben schimmerte. Wenn sie dann sagten, das sei ja nur ein Glas und noch dazu verwitterndes, wodurch es eben diese schimmernden Farben erhalten habe, so dachte ich: Ei, wenn es auch nur ein Glas ist, so hat es doch die schönen Farben und es ist zum Staunen, wie es in der kühlen, feuchten Erde diese Farben empfangen konnte, und ich ließ es unter den Steinen liegen.

Dieser Sammelgeist ist nun noch immer nicht

von mir gewichen. Nicht nur trage ich noch heutzutage buchstäblich Steine in der Tasche nach Hause, um sie zu zeichnen oder zu malen und ihre Abbilder dann weiter zu verwenden, sondern ich lege ja auch hier eine Sammlung von allerlei Spielereien und Kram für die Jugend an, an dem sie eine Freude haben, und den sie sich zur Betrachtung zurechtrichten möge. Freilich müssen meine jungen Freunde zu dieser Sammlung bedeutend älter sein, als ich, da ich mir meine Feldsteine zur Ergötzung nach Hause trug. Es wird der Fall nicht eintreten, daß ein Juwel in der Sammlung sei, sowie kaum die Gefahr vorhanden ist, daß ich unter meinen Steinen einstens etwa einen ungeschliffenen Diamant oder Rubin gehabt habe und ohne mein Wissen unermeßlich reich gewesen sei. Wenn aber manches Glasstück unter diesen Dingen ist, so bitte ich meine Freunde zu denken, wie ich bei meinem Glase gedacht habe: ‚es hat doch allerlei Farben und mag bei den Steinen belassen bleiben'."

Die Erzählungen heißen: Granit, Kalkstein, Turmalin, Bergkristall, Katzensilber, Bergmilch. Die Krone gebührt zweifellos dem „Bergkristall". Wie zwei Kinder am Weihnachtsabend im Schnee verirren und auf den höchsten Höhen des Gebirges die Nacht verbringen, bis sie am anderen Tag aufgefunden und nach Hause gebracht werden, das ist hier von Stifter mit unerschütterlicher, erhabener Sachlichkeit geschildert. Der ruhige, zähe Lebensinstinkt des Knaben, die ergebene Geduld des Mädchens, der unablässig herabsinkende Schnee, der wächst und wächst und zuletzt alles verfinstert, umhüllt und begräbt in einer entsetzlichen großen Totenstille, die wunderbare Bergeinsamkeit der Christnacht, das kommt heraus so wahr und eindringlich und ist doch so zurückhaltend ohne alle aufdringlichen Künste, so ruhig und gelassen erzählt, daß man wohl empfindet, die Erzählung, die schon 1846 gedruckt wurde, gehört der besten Zeit des Dichters an. Wie wunderschön ist die

Beschreibung der Bergeinsamkeit in der Christnacht: „Es war nun Mitternacht gekommen. Weil sie noch so jung waren und an jedem heiligen Abend in höchstem Drang der Freude erst sehr spät entschlummerten, wenn sie nämlich der körperliche Drang übermannt hatte, so hatten sie nie das mitternächtliche Läuten der Glocken, nie die Orgel der Kirche gehört, wenn das Fest gefeiert wurde, obwohl sie nahe an der Kirche wohnten. In diesem Augenblick der heutigen Nacht wurde nun mit allen Glocken geläutet, es läuteten die Glocken in Millsdorf, es läuteten die Glocken in Gschaid, und hinter dem Berg war noch ein Kirchlein mit drei hell klingenden Glocken, die läuteten. In den fernen Ländern draußen waren unzählige Kirchen und Glocken, und mit allen wurde zu dieser Zeit geläutet, von Dorf zu Dorf ging die Tonwelle, ja man konnte wohl zuweilen von einem Dorfe zum andern durch die blätterlosen Zweige das Läuten hören: nur zu den Kindern herauf kam kein Laut,

hier wurde nichts vernommen, denn hier war nichts zu verkündigen. In den Talkrümmen gingen jetzt an den Berghängen die Lichter der Laternen hin, und von manchem Hofe tönte das Hausglöcklein, um die Leute zu erinnern; aber dieses konnte um so weniger heraufgesehen und gehört werden, es glänzten nur die Sterne, und sie leuchteten und funkelten ruhig fort."

Im „Granit" sind mancherlei Kindheitserinnerungen liebenswürdig erzählt und die Gestalten des Großvaters und der Mutter lebensvoll gezeichnet. „Kalkstein" gibt uns das Bild eines armen Gebirgspfarrers, dessen rührende Selbstverleugnung, Herzenseinfalt und Hingebung ergreifend geschildert ist. Fein ist sein karges Dasein hineingestimmt in die steinig öde Gebirgsgegend seines Dorfes. Ein Gewitter in den Bergen ist mit der feinen, scharfen Beobachtung beschrieben, die Stifter in seinen Naturschilderungen eigen ist.

Ein mehr novellistisches Motiv ist ohne besonderen Aufwand in „Bergmilch“ behandelt, während die beiden einzigen Stücke der Sammlung, die nach 1848 entstanden sind, „Turmalin“ und „Katzensilber“ schon recht deutlich die Neigung des Dichters verraten, sich in der breiten Darstellung von Außendingen und Einrichtungsgegenständen zu verlieren. Neben diesen beiden Stücken macht besonders auch die Vorrede der ganzen Sammlung den Eindruck, daß Stifter sich allmählich selbstgefällig in seine Eigenheiten zu verbohren anfängt. Alles in allem hatten seine ersten Hervorbringungen gute, ja teilweise begeisterte Aufnahme gefunden. Aber doch hatten sich auch kritische Stimmen erhoben, und am schärfsten hat vielleicht Friedrich Hebbel sich über die Schranken der dichterischen Eigenart Stifters ausgesprochen in den bekannten Distichen, die überschrieben sind: Die alten Naturdichter und die neuen (Brockes, Geßner, Stifter usw.).

Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen so glücken?
Weil ihr die Menschen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht seht!
Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr schwärmen für Käfer?
Säh't ihr das Sonnensystem, sagt doch, was wär' euch ein Strauß?
Aber das mußte so sein: damit ihr das Kleine vortrefflich
Liefertet, hat die Natur klug euch das Große entrückt.

Die Gedankengänge, durch die der gereizte Dichter in der Vorrede zu den Bunten Steinen das Urteil Hebbels zu entkräften sucht, gipfeln in den folgenden Ausführungen: „Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gesteine halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder

verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporschwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava der feuerspeienden Berge emportreibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht, und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende ist. — — — So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechts. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise,

Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemüts, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. — —
Es ist das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt, ungefährdet neben dem anderen bestehe, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle anderen Menschen ist. Dieses Gesetz liegt überall,

wo Menschen neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zueinander, in der süßen Neigung beider Geschlechter, in der Arbeitsamkeit, wodurch wir erhalten werden, in der Tätigkeit, wodurch man für seinen Kreis, für die Ferne, für die Menschheit wirkt und endlich in der Ordnung und Gestalt, womit ganze Gesellschaften und Staaten ihr Dasein umgeben und zum Abschlusse bringen."

Das Urteil Hebbels wird im wesentlichen durch diese Ausführungen nicht entkräftet, denn sie enthalten eben das Bekenntnis Stifters, daß er vom Furchtbaren, Gewaltigen und Gewaltsamen, vom Aufwühlenden und Aufregenden in Natur- und Menschenleben sich beflissen abwendet, um desto hingebender den Spuren des „sanften Gesetzes" nachzugehen. Darum ist ihm auch Goethes Werther, dieses Buch voll verzehrender Leidenschaft, der „schlechte" Werther. Für Schillers Kühnheit,

die um der Menschheit große Gegenstände ringt, fehlt ihm das tiefere Verständnis, und Hebbel, der gerne an den Abgründen des Lebens hinwandelt, ist ihm „der widernatürlichste und sittlich verkröpfteste Poet seiner Zeit", während er sich zu Ottilie Wildermut hingezogen fühlt.

Immer mehr wird dieser Quietismus die beherrschende Grundstimmung in der Seele des Dichters, und die 1857 erschienene dreibändige Erzählung: „Der Nachsommer" ist geradezu ein Handbuch dieser Lebensauffassung und eine eingehende Anleitung zu ihrer Betätigung. So zufrieden Stifter selbst mit seinem Werke war, so verschieden lauten die Beurteilungen, die es gefunden hat. Hebbel glaubt nichts zu riskieren, wenn er dem, der nachweisen kann, daß er die drei Bände ausgelesen hat, ohne als Kunstrichter dazu verpflichtet zu sein, die Krone von Polen verspricht. Nach seinem Urteil ist die behäbige Entfaltung der aufs Breite und Breiteste angelegten Beschreibungsnatur

Stifters nun aufs höchste gediehen und das äußerste dieser Richtung erreicht. „Was wird hier nicht alles weitläufig betrachtet und geschildert; es fehlt nur noch die Betrachtung der Wörter, womit man schildert und die Schilderung der Hand, womit man diese Betrachtung niederschreibt, so ist der Kreis vollendet. Ein Inventar ist ebenso interessant, und wenn die Gerichtsperson, die es abfaßt, ihr Signalement hinzufügt, so sind auch alle Elemente dieser sogenannten Erzählung beisammen." Im Gegensatz dazu urteilt Nietzsche vom Nachsommer, dieses Buch gehöre mit Goethes Schriften, Lichtenbergs Aphorismen, dem ersten Buch von Jung-Stillings Lebensgeschichte und Kellers Leuten von Seldwyla zu dem wenigen, was von deutscher Prosa wert sei, immer und immer wieder gelesen zu werden.

Auch wer heute das Werk liest, wird zwischen widersprechenden Empfindungen hin- und hergeworfen. Zunächst überwiegt der Unmut über das redselige Behagen, mit dem sich Stifter über alle

Einzelheiten des Gartenbaues, der Rosenzucht und der Hauseinrichtung verbreitet, dann wirkt aber zuzeiten auch der stets gleiche, klare, ruhige Fluß der Darstellung besänftigend, und die fein abgetönten Farben, in denen die Beschreibungen gehalten sind, haben etwas Vornehmes und Mildes, wie matter Perlmutterglanz. Mehr noch als sonst bei Stifter ist die Handlung wie ein dünnes Bächlein, das von Augenblick zu Augenblick zu versickern droht. Um zu erzählen, wie der junge Naturforscher Heinrich Drendorf in das rosenumsponnene Landhaus des Herrn von Risach kommt, wie er dort außer dem Hausherrn eine benachbarte Gutsherrin, die verwitwete Jugendgeliebte Risachs, Mathilde und ihre zwei Kinder Gustav und Natalie kennen lernt, vom Gutsherrn die Geschichte seiner Jugendliebe vernimmt, und selbst nun Natalie liebgewinnt — dazu hätte es nicht drei umfangreiche Bände bedurft. Aber wieviel Raum nimmt nur die Beschreibung der zeremoniösen Umständ-

lichkeit in Anspruch, mit der die Personen des Romans untereinander verkehren. Nachdem Heinrich eines drohenden Gewitters wegen im Landhaus Risachs eingetreten ist und die Befürchtung ausgesprochen hat, „in Hinsicht von Speise und Trank lästig zu fallen", erfolgt die Antwort: „Ihr fallt nicht lästig," entgegnete der Mann, „Ihr müßt etwas zu essen bekommen, besonders da Ihr solange dableiben müßt, bis sich die Sache wegen des Gewitters entschieden hat. Da schon Mittag vorüber ist, wir aber genau mit der Mittagsstunde des Tages zu Mittag essen und von da bis zu dem Abendessen nichts mehr aufgetragen wird, so muß für Euch, wenn Ihr nicht bis abends warten sollet, besonders aufgetragen werden. Solltet Ihr aber schon zu Mittag gegessen haben, und bis abends warten wollen, so fordert es doch die Ehre des Hauses, daß Euch etwas geboten werde, Ihr möget es dann annehmen oder nicht. Folgt mir daher in das Speisezimmer."

Ich legte das Buch neben mich auf den Tisch und schickte mich an zu gehen.

Er aber nahm das Buch und legte es auf seinen Platz in dem Büchergestelle.

„Verzeiht," sagte er, „es ist bei uns Sitte, daß die Bücher, die auf dem Gestelle sind, damit jemand, der in dem Zimmer wartet oder sich sonst aufhält, bei Gelegenheit und nach Wohlgefallen etwas lesen kann, nach dem Gebrauche wieder auf das Gestell gelegt werden, damit das Zimmer die ihm zugehörige Gestalt behalte."

Hierauf öffnete er die Tür und lud mich ein, in das mir bekannte Speisezimmer vorauszugehen."

Welch stelzbeiniges Gebaren und an anderen Stellen wieder welch beflissene Lehrhaftigkeit, daß man sich manchmal an die weisen Reden gemahnt fühlt, mit denen Züs Bünzlin die gerechten Kammmacher zudeckt. Die kühle Leidenschaftslosigkeit der Personen ist kaum mehr zu überbieten. Sie lassen ihr abgeklärtes Menschentum mit der abschnur-

renden Unfehlbarkeit gut aufgezogener Automaten spielen. Nie vermag eine wärmere Wallung eines dieser Marzipanherzen von der Bahn regelrechter Musterhaftigkeit abzudrängen. Heinrich und Natalie haben sich ihre Liebe bekannt und beschlossen, ihre Angehörigen um ihre Einwilligung zu bitten: „Ja, Natalie," sagt Gustav, „es soll und muß gefragt werden; aber sprecht, wenn eins von diesen nein sagt?"

„Wenn eines nein sagt," erwidert Natalie, „und wir es nicht überzeugen können, so wird es recht haben, und wir werden uns dann lieben, solange wir leben, wir werden einander treu sein in dieser und jener Welt, aber wir dürfen uns dann nicht mehr sehen." So spricht nicht Jugend und Leidenschaft, sondern allenfalls ein Biedermann, dem auch beim Dichten pädagogische Erwägungen maßgebend sind.

So geziert und umständlich vieles in dem Werk des Dichters ist, so ruht doch auf zahlreichen Stellen

ein milder Abglanz nachsommerlichen Altersfriedens und das Rosenhaus mit der wohlgepflegten Sauberkeit des umliegenden Gartenlandes, mit der blanken Zier seiner Innenräume und seiner wohlumhegten Weltabgeschiedenheit prägt sich der Phantasie lebendig ein. Man glaubt es vor sich zu sehen, wie es der Dichter einmal schildert: „Rings gehen Strichregen auf entfernte Wälder nieder, aber Sonnenblicke schneiden goldene Bilder auf den Hügeln und Ebenen aus, und auf einer dieser Anhöhen hebt sich aus dem frischgrünen Wintergetreide und dem Gedränge der Blütenbäume das Rosenhaus mit seinen weißen Wänden."

Sprache und Stil des Nachsommers ist das Ergebnis der beflissenen Bemühung Stifters um die epische Ruhe des Goetheschen Altersstils. In seiner Jugend standen andere Vorbilder vor ihm. Seine Erstlingswerke verraten ja auch in der Sprache den Einfluß Jean Pauls. Da wühlt er im Überschwang prunkender Bilder und Vergleichungen.

Eine gelungene Überraschung zaubert ein „Weltmeer von Freude“ auf ein Antlitz, Beethovens Musik „stürzt wie ein Wolkenbruch von Juwelen über das Volk,“ Erinnerungen „legen sich wie Engelsflügel um das gewitterschwüle Herz“, und der Himmel „wirft auf ein Antlitz ein ganzes sanftes Tabor von rosenfarbener Verklärung.“ Ja noch im Abdias sind die Augen „Sterne des Sehens“ und die Gestirne des Wüstenhimmels „funkelnde Augen des Südens“. Aber bald läßt er von dieser gezierten Bildermanier, und in seinen besten Werken überraschen die Bilder bei allem Glanz doch durch eine edle, bezeichnende, tiefgeschöpfte Sachlichkeit. Wie schön, wenn er von einem Hänfling sagt, daß er sein Lied wie ein dünnes Goldfädchen von Zweig zu Zweig zieht, wie anschaulich, wenn es von der tiefgekränkten Brigitta heißt: „Aber endlich nahm sie das aufgequollene schreiende Herz gleichsam in ihre Hand und zerdrückte es.“ Ein andermal erzählt er von einem unter unsäglicher

Mühe urbar gemachten Land: „in das öde Steinfeld war ein kraftvoll weiterschreitend Heldenlied gedichtet“, oder ein Nebel, von dem er berichtet, hat „oben am Himmel Sonne, Mond und alle Turm- und Häuserspitzen weggefressen“. Ein Geier schwebt über dem See des Hochwalds in der klaren Luft „sanft kreisend und schwimmend oder sekundenlang unbeweglich stehend, als wäre er eine in diesem Dom aufgehängte geflügelte Ampel“, oder er sieht vor einem Gewitter in einer sonnigen Waldblöße eine Espe, „alle ihre Blätter standen still, sie waren so ruhig, so grauenhaft unbeweglich, als wären sie in der Luft eingemauert und diese selbst zu festem Glase erstarrt“. Dergleichen anschauliche Wendungen geben seiner stillfließenden Sprache einen festtäglich feierlichen Glanz, und mehr als einmal wird die Bewunderung rege, daß Stifter sich die klare, gediegene Ruhe seines Stils bewahrt hat in einer Zeit, da die Schriftsteller in geistreichen Verrenkungen und launenhaften Sprüngen sich

zu überbieten suchten. Er wollte den Leser nicht verblüffen oder gewaltsam mit sich reißen, sondern alles sollte sich in seinen Werken zusammenfinden, „einfach, klar, durchsichtig und ein Labsal wie die Luft. Der Leser sollte fortgehen zwischen allbekannten, geliebten Dingen und sachte gebannt und eingezirkelt werden, so wie man im Frühling, in warmer Luft, in allseitigem Keimen, in glänzender Sonne geht und glückselig wird, ohne sagen zu können, wodurch man es geworden." Er möchte, deutet er ein andermal an, wie Goethe sein Gold rein, schön, unbegreiflich in breitem Zauberflusse strömen lassen können, keine falsche Ader und kein Stäubchen drin, so den Glanz stört.

Den Leser sachte zu bannen und einzuzirkeln ist sein Wunsch, und das sucht er zu erreichen durch die gelassene Art, mit der er von einem zum andern geht, uns jeden Schritt mittun läßt, einen Strich bedächtig neben den andern setzt, bis allmählich das Ganze sich zum Bilde rundet und

unsere Sinne gefangen nimmt. Um dieses gemächliche Umspinnen desto sicherer seinem Ziele zuzuführen, sucht er im Lauf der Zeit immer mehr alle lauteren Töne, alle helleren Farben, alle raschere Bewegung aus seiner Sprache zu tilgen. Formelhafte Wiederholungen und beabsichtigte Gleichförmigkeit in der Gruppierung des Berichteten sollen dazu helfen, den Eindruck der Ruhe und Größe zu machen, die er an Goethe und an der Antike so sehr bewunderte. Oft mahnt dann freilich die Breite der Kleinmalerei geradezu an die Kinderstube. Ganz kleinen Kindern, die einer abgekürzten Darstellung nicht zu folgen vermögen, erzählt man etwa wie Stifter in „Katzensilber“: „Die Mutter brachte auf einem Teller viele, große, schöne Erdbeeren, die in dem Walde und auf der Heide nicht wachsen, sondern die der Vater in eigenen Beeten, auf welche im Frühling Glas gelegt wird, zog. Die Mutter hatte früher auf alle Plätze der Kinder an dem Tische Tellerchen

legen lassen. Sie ging zu dem Tellerchen Blondköpfchens, tat mit einem Löffel Erdbeeren auf dasselbe, und Blondköpfchen begann zu essen. Sie ging zu dem Tellerchen Schwarzköpfchens, tat Erdbeeren darauf, und Schwarzköpfchen fing an zu essen. Sie ging zu dem Tellerchen Braunköpfchens, tat Erdbeeren darauf, und Braunköpfchen aß sie. Sie ging zu dem Tellerchen des braunen Mädchens, legte Erdbeeren darauf, und das braune Mädchen begann zu essen. Dann ging sie wieder zur Tür hinaus." Immer häufiger werden besonders in den spätesten Werken die Sätze, die ohne innere Verbindung nebeneinandergestellt, fast gleich gebaut, in endloser Wiederkehr gleiche oder ähnliche Worte und Wendungen wiederholen. Solche Abschnitte mit ihren langweiligen Aufzählungen wirken vielfach geradezu aufreizend.

Stifter pflegte an seinen Werken unablässig zu feilen, zu ändern und zu glätten, und gerade der sprachlichen Seite derselben hat er ungemeine

Sorgfalt angedeihen lassen. Bei späteren Bearbeitungen wurden fast alle Fremdwörter durch deutsche Bezeichnungen ersetzt, dagegen blieben freilich zahlreiche mundartliche Wendungen stehen. Doch hat diese unermüdliche Beflissenheit auch die Folge, daß besonders in den späteren Werken Stifters und in einzelnen, die seinen Altersstil ankündigen wie die zwei Schwestern, die Mappe, Katzensilber, die Sprache immer mehr alle unmittelbare Frische verliert und einer zähen Verholzung anheimfällt.

Dem Ende zu.

Es war im Grunde nur eine kurze Zeit, daß Stifter aus der Betätigung in seinem Berufe als Schulrat innere Befriedigung schöpfte. Bald schon begannen die Klagen über allerlei Unzuträglichkeiten, und der Wind, der in den fünfziger Jahren von oben wehte, war der Wirksamkeit Stifters wenig günstig. Die Reaktion hatte kräftig eingesetzt auch auf dem Gebiet des Unterrichtswesens, und es ging nicht ohne amtliche Kränkungen und Zurücksetzungen des Dichters ab, der doch sicherlich nichts weniger war als ein radikaler Himmelstürmer. Dazu kamen seit dem Ende der fünfziger Jahre für Stifter häusliche Leiden mannigfachster Art. Die Mutter starb ihm, und nur schwer

konnte er auf die „unaussprechlich holde Gewohnheit, eine Mutter zu haben", verzichten. Schlimmer noch traf es ihn, als seine Ziehtochter, die Nichte seiner Gattin, Juliana, deren exzentrisches Wesen sich nur schwer dem geordneten Haushalt des Stifterschen Paares eingefügt hatte, plötzlich im Jahre 1859 aus dem Hause verschwand und nach Wochen tot aus der Donau gezogen wurde. Sie hatte durch Selbstmord geendet. Doppelt schmerzlich empfand nun der Dichter die Kinderlosigkeit der eigenen Ehe, an der er immer schwer getragen hatte. Auch allerlei körperliche Beschwerden begannen in diesen Jahren den Dichter zu belästigen, und so spann er sich immer mehr in seine Liebhabereien ein, die er mit hingebender, wohlgeregelter Nachhaltigkeit zu treiben liebte. Sein Sammeltrieb hatte sich von jeher auf altertümliche und kunstvolle Geräte erstreckt. Wie Heinrich im Nachsommer scheute er keinen Weg und keine Mühe, um in den Besitz solcher Gegenstände zu gelangen,

und mehrmals gelang es ihm auch, schöne und seltene Stücke aufzutreiben, so einen prächtigen Schreibkasten und einen kostbaren Schrank mit eingelegter Arbeit, die beide nach seinem Tode in fürstlich Schwarzenbergischen Besitz übergingen. Da war es dann des Dichters höchste Freude, die erworbenen Stücke makellos wiederherzustellen, zu schreinern, zu messen und zu polieren.

Daneben war er ein begeisterter Kaktuszüchter. „Die Pflege dieser merkwürdigen Gewächse", schreibt er einmal, „hat für mich in meiner Einsamkeit etwas Reizendes und Seelenerfüllendes, da mir das Gedeihen und wundervolle Blühen dieser Gewächse den Umgang mit Menschen ersetzt." An den Fenstern seines Zimmers waren seine Lieblinge in Glasverschlägen aufgestellt und ihnen zuliebe wurde zuzeiten die Zimmerwärme zu beängstigender Höhe gesteigert. Kam eine der schönsten Pflanzen zum Blühen, dann wurden auch die Freunde des Hauses berufen, um die feierlichen

Augenblicke, da die Blüte sich entfaltete, zu teilen. So wurde einmal eine befreundete Dame mit ihrem Gemahl nachts zwei Uhr zu einem solchen Ereignis in Stifters Wohnung geholt, wo die Pflanze von Lichtern umgeben auf dem Tisch stand wie auf einem Altar.

Außerdem war Stifter ein großer Hundefreund. Nicht selten hatte er mehrere zugleich um sich, denen es nicht an sorgfältiger Pflege und reichlicher Nahrung fehlte. Einmal schreibt er an seinen Verleger und Freund Heckenast, es sei ihm in letzter Zeit unmöglich gewesen, an seinen Dichtungen weiterzuarbeiten: „Mein größerer Hund erkrankte vor zwölf Tagen. Anfangs hielten wir es nicht für bedeutend, weil das Tier bisher ausnehmend gesund war, aber nach einigen Tagen wurde die Sache bedenklich, ich kam in große Unruhe und pflegte das Tier, wie man fast einen Menschen pflegt, ich stand nach Mitternacht auf und heizte ihm in meinem Zimmer, das ich ihm

eingeräumt hatte, ein. So tat ich auch heute morgen um zwei Uhr. Das Tier ging noch auf mich zu und wedelte. Es hatte, damit es sein Wasser finden könne, ein Nachtlicht im Zimmer, Heute um halb acht Uhr fand ich es tot. Es wurde im Garten der Gebrüder Kaindl begraben. Ich habe aus Kummer mehrere Tage nicht gearbeitet, und es dürften noch drei bis vier Tage in Betrübnis vorübergehen."

Auch der Malkunst widmete er noch immer eifrige Bemühung. Lange hat er ja seine Bestrebungen auf diesem Gebiete für aussichtsvoller gehalten als seine literarische Betätigung. Das war nun wohl anders geworden, aber stets wieder stellte er sich neue Aufgaben und konnte sich nimmer genug tun. Mehr als eine Landschaft wurde wieder abgekratzt und neugemalt, nicht wenige seiner Bilder hat er selbst verbrannt. Unter seinen Skizzen und Gemälden sind sehr stimmungsvolle, anmutende Stücke, aber nach dem Urteil der

Sachverständigen fehlte es ihm an den nötigen technischen Kenntnissen und Fertigkeiten, um künstlerisch Vollwertiges zu leisten. Eigentümlich und für Stifter bezeichnend ist die gewissenhafte Gründlichkeit, mit der er über seine malerischen Arbeiten Buch führte. So lauten die Aufzeichnungen in seinem Malertagebuch vom Anfang Januar 1860 folgendermaßen:

Datum	von	bis	Gegenstand der Arbeit	Stunden	Minuten
Jänner					
15.	8°36′	10°45′	an der Bewegung gemalt (Sand)	2	09
16.	8°	9°50′	an der Bewegung gemalt (Sand)	1	50
17.	8°30′	12°40′	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	4	10
19.	9	11°45′	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	2	45
			usf.		

Diese eifrig betriebenen Liebhabereien gingen neben der poetischen und amtlichen Tätigkeit her, die Stifter keineswegs vernachlässigte, und zuzeiten

kamen dazu noch andere Nebenarbeiten. Gerade diese Betriebsamkeit macht oft den Eindruck, als wollte er damit eine gewisse Leere ausfüllen, die er offenbar in seiner Häuslichkeit empfand. Seine Gattin teilte wohl vielfach seine Liebhabereien, sie erledigte die Arbeiten des Haushaltes in pünktlicher und sorgfältiger Weise, bemühte sich auch mit Verständnis um das äußere Behagen und die oft etwas weitschichtigen Ernährungsbedürfnisse des Gatten, aber ein stärkeres geistiges Interesse scheint sie nicht einmal den Dichtungen ihres Mannes entgegengebracht zu haben. So konnte sie es nicht hindern, daß bei Stifter die Züge pedantischer Sonderart immer zahlreicher werden, und sie kommen auch in dem zum Vorschein, was er in seinen letzten Lebensjahren an literarischen Werken geschaffen hat. Immer hatte er ja eine Neigung dazu, die Gesetze wissenschaftlicher und künstlerischer Darstellung zu verwechseln. Nun versteift er sich darauf, die Kunst soll nur

Wirklichkeitsdarstellung geben. Naturwissenschaftliche oder historische Zuverlässigkeit scheint ihm das Haupterfordernis auch einer Dichtung. Seine historische Erzählung „Witiko" soll ein Probebeispiel für diese Theorie werden.

Lange Jahre hatte Stifter umfangreiche Quellenstudien zu diesem Werke getrieben, ja er träumte davon, in einer ganzen Reihe von Romanen auch die übrige Geschichte von Böhmen zu bearbeiten. Nichts sollte in diesem Werke von eigenem zur Geschichte hinzugetan werden, und gerade durch das völlige Zurücktreten der Dichterpersönlichkeit sollte nach seiner Meinung die ganze Erhabenheit des Stoffs und der breite Strom des Geschehens, in dem die einzelnen Menschen Nebensache sind, recht ins Licht gesetzt werden. In Wirklichkeit war nur eine ermüdende Breite der Darstellung die Folge dieses Bestrebens, und wenn er sich dabei auf Goethe und Homer berief, so vergaß er, daß bei ihnen sich doch immer Gestalten finden,

die kräftig auf den Füßen stehen und ein eigenes Leben haben, und daß die Vorgänge und Zustände, von denen sie berichten, meist anschaulich und lebendig werden. Das trifft aber bei Stifters Witiko nicht zu. Fast komisch wirkt es angesichts dieses steifleinenen Altersproduktes, wenn Stifter seinen zahlreichen wegwerfenden Urteilen über andersgeartete Dichter auch ein solches über Walter Skott anreiht, den er verächtlich einen Rockschoß- und Spitzentopographen nennt. Von den kleineren Arbeiten der letzten Jahre erreicht keine mehr die Höhe der früheren. Neben Erfreulicherem stehen höchst erzwungene hölzerne Stücke, die in peinlicher Weise den Nachlaß der poetischen Kraft des Dichters bestätigen. Von der Kritik wurde Witiko, der 1865—67 in drei Bänden erschien, fast einstimmig abgelehnt.

Noch war dem Dichter in seinen letzten Lebensjahren eine große Freude beschieden. 1865 wurde er mit vollem Gehalt in den Ruhestand versetzt

und erhielt den Titel eines Hofrats. Nun war er von der Bürde seines Amtes befreit, und froh atmete er auf. Aber er sollte sich der neugewonnenen Freiheit nur wenig freuen dürfen. Die Ereignisse des Jahres 1866 bedrückten und verwundeten sein patriotisches Herz. Erkrankungen der Verdauungsorgane und schwere nervöse Störungen verzehrten seine Kräfte. Kuren und Badereisen brachten keine Heilung, schließlich trat ein Leberleiden hinzu, das den müden Mann mit tagelangen entsetzlichen Schmerzen folterte. In der Raserei der Qual brachte sich der Schwergepeinigte in einem unbewachten Augenblick eine tödliche Wunde mit dem Rasiermesser bei, und noch in derselben Nacht vom 27. auf 28. Januar 1868 ist er verschieden.

Nach seinem Tode wurde dem Dichter zuerst nur wenig nachgefragt, dann folgten zunächst in seiner Heimat Ehrungen seines Andenkens. Das Freiwerden seiner Werke brachte ihn dann von neuem

weiten Kreisen nahe, und dasselbe ist auch von der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstags am 23. Oktober 1905 zu hoffen. Zahlreich sind die Spuren seiner Wirkungen im deutschen Schrifttum. Nur zwei Namen seien herausgegriffen: Storm und Rosegger. Nach rückwärts schließt Stifter sich in vielem an die Art der alten Naturdichter an. Das Werk und die Person von Salomo Geßner ladet in vielen Punkten zur Vergleichung mit dem ein, was Stifter war und schuf. Wie jener zwischen Rokoko und Klassizismus, so steht er zwischen Romantik und Realismus. Und wenn auch vieles von Adalbert Stifter nie eigentlich lebendig geworden ist, und anderes uns heutzutage veraltet erscheinen muß, die Grundstimmungen, aus denen seine Dichtungen geboren sind, werden immer wiederkehren, und darum werden auch fernerhin die Werke von ihm fortwirken, in denen er sein Bestes gegeben hat.